

Hans Werner Otto · Rotter Blüte

Hans Werner Otto, geboren 1954 in Wuppertal-Elberfeld.
Im NordPark Verlag erschienen bisher folgende Titel:

Mit dem Kofferradio in der Mählersbeck, 2001

Westkotten oder: Hitler ist kein feiner Mann, 2006

Rappoport oder: Hier unten leuchten wir, 2007

Winde lassen, Wünsche werfen. 2009

Gott wird uns schon nicht kriegen. 2010

Brickendrop und das Patenkind. 2011

Hans Werner Otto

Rotter Blüte

Biografische Erzählung



NordPark

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
2020

© Hans Werner Otto

© dieser Ausgabe NordPark Verlag, Wuppertal

Umschlaggestaltung: Birgit Pardun, orangesch.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Gesetzt in der Sabon

Herstellung: Sowa Druk, Piaseczno

Printed in Poland

ISBN 978-3-943940-67-1

NordPark Verlag

Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal

www.nordpark-verlag.de

1. Das Milieu (1904 – 1918)	7
2. Bubi Mondschein (1918 – 1925)	17
3. Wandern und Ankommen (1925 – 1932)	26
4. Morgenröte und Gewitter (1932 – 1933)	35
5. Hals über Kopf: Jan Aage (1934 – 1936)	45
6. Unter Palmen wandeln (1936 – 1939)	60
7. Wir – die Neunte (1939 – 1940)	81
8. Das ist so recht Pachantenart (1940 – 1942)	101
9. Auf Tauchstation (1942 – 1944)	115
10. Verratene Menschen (1944 – 1945)	128
11. Saatengrün und Birkengrün (1945 – 1947)	137
12. Nicht zumutbar (1948 – 1952)	151
13. Stalins Stiefel (1953 – 1956)	170
14. Um eine Untertasse dünner (1957 – 1965)	180
15. Im Sonnenglast (1965 – 1973)	191
Fotos	206
Nachwort: Stalin hinterm Weihnachtsbaum	211

1. Das Milieu

Arthur ist gerade zehn Jahre alt, als er 1914 auf den Rott zieht, nach Barmen in Preußen. Seine Mutter hat ihm erzählt, warum die Familie Fürth und Bayern verlassen musste: Ihr Mann, Anton Weddings, Arthurs Stiefvater, wurde des Landes verwiesen. Aus Bayern einfach rausgeschmissen. Dabei ist er gar kein Verbrecher, sagt die Mutter.

Arthur hat da so manchmal seine ganz geheimen Zweifel. Anton Weddings ist ihm fremd und etwas unheimlich geblieben, auch wenn er sich immer liebevoll um ihn bemüht hat und auch weiter bemüht. Nein, wahrscheinlich ist er wirklich kein Verbrecher, die Mutter wird es schon wissen. Aber Anton ist Sozialdemokrat. Der Kaiser mag keine Sozialdemokraten, hat Arthur gehört. Und Arthur mag den Kaiser! Nein, Anton ist nicht sein wirklicher Vater. Aber wer ist es dann?

Die Sozialdemokraten sind keine Verbrecher, hat ihm die Mutter gesagt. Anton Weddings hat den Streik in der Weberei angeführt, in der beide Eltern beschäftigt waren. Was ein Streik ist, hat Arthur schon verstanden. Dann aber hat der Besitzer der Weberei Streikbrecher bezahlt, und einige Streikbrecher wurden von Arbeitern schwer verprügelt, als sie das Werksgelände betreten wollten. Und dafür wurde nun Anton bestraft, obwohl der doch gar nicht geprügelt hatte? Das hat ihm die Mutter mehrmals erklärt, aber er versteht es immer noch nicht.

Für Arthurs Mutter, Elsa Gießwein, ist der Umzug nach Barmen die dritte Verbannung in Folge. Als sie 1904 Arthur gebiert und keinen Vater vorweisen kann, jagt ihr eigener Vater sie, die Schande über die Familie bringt, aus dem Haus.

Auch aus der Textilfabrik wird sie entlassen, und sie gibt den Säugling in eine Pflegefamilie, damit sie am anderen Ende der Stadt, wohin sie sich verbannt fühlt, in besagter Weberei bei Lärm und Staub für wenig Geld viel arbeiten kann, um sich und den Kleinen zu ernähren und die Miete für eine kleine Kammer bezahlen zu können. Wir wissen nicht, wie es Arthur in der Pflegefamilie ergeht, als er die Mutter zu selten sieht, um ein Vertrauen zu allem, was ihn täglich neu umgibt, aufbauen zu können. Er ist ein stilles, verschlossenes, ängstliches Kind, wird er später rückblickend über sich sagen, eines, das sich vor der Wirklichkeit in Phantasien und Wunschvorstellungen flüchtet, immer wieder Geschichten von Prinzen und Helden erfindet, die es aber niemandem erzählen kann. Sein Vater kommt auch darin vor. Manchmal trägt der eine Ritterrüstung, manchmal gar eine Krone. Aber sein Gesicht bleibt verschwommen.

Elsa aber hat in der Weberei Anton kennen gelernt, einen Riemendreher und Bandweber aus Köln, der am Ende seiner Wanderjahre in Fürth hängen geblieben ist. Sozialdemokratisch, preußisch und aufgeklärt ist er hergekommen und macht sich nichts aus dem Gerede hinter dem Rücken der unverheirateten Mutter und Sünderin, erträgt es mit scheinbar unverletzbarem Selbstbewusstsein, so dass, als er Elsa schließlich heiratet, sich die Stimmung in der Belegschaft ihm vollends zuwendet und die Kollegen ihn zu ihrem Vertrauensmann bestimmen. Man muss sich zusammentun. Man muss sich gegenseitig helfen. Zu Hause, wo bald außer Arthur noch zwei weitere Kinder zu versorgen sind, und in der Fabrik. Auch Elsa hat an Achtung gewonnen und nimmt, von Anton immer wieder ermutigt, eine vergleichbare Aufgabe unter den Frauen des Betriebes ein.

Arthurs Mutter ist jetzt eine dreimal Verstoßene: aus der Familie, der Fabrik, aus Bayern; für den Stiefvater aber ist dies auch eine Heimkehr: zurück nach Preußen. Nicht nach Köln, sondern nach Barmen, wo im Tal der Wupper viele Schlote rauchen, wo sich neben der Textil- längst eine chemische Industrie etabliert hat, wo es viel Arbeit für fast annehmbare Löhne gibt, wo der Wohnraum knapp und teu-

er, aber der Organisationsgrad der Arbeiter hoch ist, wo die Sozialdemokratie der preußischen Rheinprovinzen ihr Zentrum hat und das »Milieu« in den Arbeitervierteln mit seinen zahlreichen Gesangs-, Wander-, Spar- und Sportvereinen, schreienden Kinderhorden, roten Fahnen und Blaskapellen, Stammtischen und den Warteschlangen vor den Verkaufsstellen der Konsumgenossenschaft Alltagsleben und Straßenbild bestimmt. Anton muss wegen sozialdemokratischer Aufwiegelei mehrmals die Stelle wechseln, aber es gibt genügend Textilfabriken, die ausgebildete Kräfte suchen. Wat fröcht en Reemendreier noch em Daler Göld, er verdient, aber die Familie wird immer größer.

Sie wohnen auf dem Rott, im Arbeiterviertel auf der Nordhöhe. Im Parterre des Hauses sind auf der einen Seite die Bäckerei Honke, auf der anderen die Webstühle des Bandwikers Zander untergebracht, die drei Etagen darüber werden von acht Familien bewohnt. Arthur ist noch klein und seine zwei neuen, nachwachsenden Halbgeschwister Ernst und Grete sind noch viel kleiner, doch die Wohnung in der Rödi-ger Straße wird immer enger. Man muss zusammenrücken in dem einzigen, sechzehn Quadratmeter großen Schlafraum. In der Küche ist der steinerne Ausguss gleichzeitig die Waschgelegenheit, zum Klo geht man aber immerhin nur ins Treppenhaus, eine halbe Treppe, muss nicht, wie die Bewohner einiger Nachbarhäuser, alle schief getretenen, ächzenden Holzstufen bis in den Hinterhof hinuntersteigen und hoffen, dass eines der hölzernen Toilettenhäuschen frei ist. Kohleofen, aber nur ein Zimmer ist heizbar. Schräge Wände, denn die Wohnung liegt direkt unter dem mit Stroh mangelhaft isolierten Dach, also schwitzt man im Sommer und friert im Winter. Wenn das Milieu Wärme und Geborgenheit vermittelt, so tragen die proletarischen Wohnungen kaum Anteil daran. Wärme und Schutz durch das Milieu findet der Arbeiter nur, wenn er sein Heim verlässt und ins Vereinsheim geht. Das ist für viele die Kneipe gegenüber, die man später einmal nach dem Wirt »Blauer Engel« nennen wird, denn Josef Rubarth ist ein »Bläuken«, hat rote Haare. Hier treffen sich gewerkschaftliche und parteipolitische Gruppen, aber auch der Sparverein

»Nur onger us«, der Radsportverein »Blitz Barmen«, der »Sportclub Germania Rott«, etliche Arbeitergesangsvereine, Kaninchen- und Taubenzüchter, auch die Sterbekasse »Eintracht« hält hier ihre Sitzungen ab. Die Kopfschlächter vom nahen Schlachthof lassen Schnaps in ihre Kaffeeflaschen füllen, die Fahrer, Schaffner und Monteure vom städtischen Fuhrpark kommen auf ein Bier herein, man kennt sich, man hilft sich. Auch Arthur schiebt sich manchmal durch den dicken, dunkelgrünen Vorhang, der als Windfang hinter der Eingangstür hängt, ins dunstige Innere, um für die Mutter nach Anton zu suchen, der dort auch mal einen Schnaps trinkt. Einen, höchstens zwei. Auf der Straße sieht er dann nach den kleinen Geschwistern. In seinem Fotoalbum findet sich später eine Aufnahme von 1927: sechsenddreißig ordentlich hintereinander aufgereihete Jungen und Mädchen im Alter zwischen vier und vierzehn Jahren, Ballonmützen, Zöpfe, dicke Schuhe, dicke Jacken, aber nackte Beine und aufgeschürfte Knie, staunende und feixende Gesichter, alle in die Kamera gerichtet. »Rotter Blüte« hat er das Bild betitelt und seine kleinen Geschwister Else, Hans, Anneliese und Helga mit Kreuzchen gekennzeichnet. Auch Arthur ist eine Rotter Blüte.

Er geht morgens knappe fünf Minuten zur Volksschule in der Alsenstraße, die man später, als Barmen und Elberfeld zur Stadt Wuppertal zusammengefasst worden sind, in Thorner Straße umbenennen wird, denn Elberfeld hat auch schon eine Alsenstraße. Auf dem Schulhof findet er Zuhörer für seine Geschichten, merkt aber bald, dass es sein bayerischer Akzent ist, der seine Mitschüler interessiert, nicht das Geschehen, das er um Ritter und Prinzen ranken lässt. Sie wollen keine Märchen, sie sind frühreif und straßenschlau, sie ziehen ihn auf, ahmen ihn nach und lassen ihn in der Schulhofecke stehen. Auf einem Foto aus dem Jahr 1914 mit siebenundvierzig Jungen, alle die Haare so kurz gestoppelt, dass sich Läuse schnell entdecken lassen, finden wir ihn in der Nähe von Lehrer Gertig, der eigentlich, ernst und mit mächtigem Hindenburg-Schnauzbart, eher Unnahbarkeit signalisiert.

Arthur schaut mit hochgezogenen Brauen und geschürzten Lippen enttäuscht in die Linse, als habe er gerade eine unverdiente Rüge erhalten, hält die Arme vor dem Bauch gekreuzt. Kein Matrosenkragen wie einige, kein zweireihig geknöpftes Mäntelchen wie andere, sondern eine leichte Jacke, darunter ein Hemd mit breitem Kragen, aus dem ein Krawattenknoten oder der eines straff gebundenen Halstuches hervorschaut. Ein schmales Kerlchen. Hohe Stirn, leicht abstehende Ohren.

Er ist häufig allein. Aber manchmal gesellt sich Erich Gonner zu ihm und sie durchstreifen gemeinsam den Schönebecker Busch, das abschüssige, bewaldete Gelände hinter den Häusern des Arbeiterviertels. Ja, auch Erich macht ihn ab und zu nach, sein »Des woiß i net« reizt dazu, den fremden Klang auszuprobieren. Doch er kneift dabei häufig sein rechtes Auge zu, und das heißt: Ich meine es nicht böse. Arthur hat das schon öfters bei Erwachsenen gesehen, er hat den Stiefvater, Anton, einmal dabei ertappt, wie er ihm, Arthur, eine seltsame Antwort gegeben und gleichzeitig der Mutter dieses Blinzeln gesendet hat. Das hat ihn verunsichert.

Aber bei Erich verunsichert es ihn nicht, im Gegenteil. Erich ist fast sein Freund. Manchmal trauen sie sich hinaus aus ihrem Viertel, gehen die Bromberger Straße hinunter, die jetzt noch Düppelstraße heißt, überqueren die Carnaper Straße und laufen hinüber zum Schlachthof, erzählen sich, was sie von dem wissen, was hinter den Mauern geschieht, und wenn plötzlich ein paar kurze, laute Männerrufe und ein schrilles, angstvolles Quieken zu hören sind, stößt Erich Arthur an, leckt sich die Lippen und sagt: »Lecker Ziesen!« Arthur fällt es schwer, die Verbindung zwischen dem Quieken und dem köstlichen Geruch herzustellen, der die ganze Wohnung durchströmt, wenn die Mutter, selten genug, Ziesenswurst brät, wenn er dann sein eigenes Stück erhält und das schwarze Fett aus der schief gehaltenen Pfanne über die Kartoffelstücke auf seinem Teller schliert.

Auf dem Heimweg kommen sie am Zirkusgebäude auf dem Carnaper Platz vorbei. Sein Stiefvater hat ihm erzählt, dass dort bei der großen Maiversammlung von 1912 ein Karl

Liebknecht öffentlich den Achtstundentag gefordert habe. Und er habe gesagt, dass die Aufrüstung, die Kaiser und Regierung betrieben, noch zu einem Krieg führen würden. Dann aber sei die Polizei eingeschritten, mit gezogenem Säbel, und man habe sich in Sicherheit bringen müssen. Ein junger Fahnenträger, gerade mal fünfzehn Jahre alt, sei verletzt worden. Auch von der Versammlung zwei Jahre später hat Anton erzählt, als hier sechstausend Menschen gegen den Krieg protestiert haben. Allesamt vaterlandslose Gesellen, hat Lehrer Gertig damals geschimpft.

Das fällt Arthur ein, als er mit Erich über den Platz geht, aber dann denkt er sich schnell Angenehmeres herbei: Zuckerwatte, türkischen Honig, Akrobaten und wilde Tiere. Wenn ein Zirkus gastiert, schleichen sie sich auch mal zwischen die Wohnwagen und zu den Käfigen. Atemlos sehen sie einem alten Löwen beim Schlafen zu, bis sie hinter sich die Schritte eines Erwachsenen hören. »Getz aber wacker!«, raunt Erich ihm zu und sie laufen um ihr Leben.

Anton liest viel. Wenn Arthur nachts noch einmal raus muss in den dunklen kalten Hausflur, die knarrenden Stufen hinunter, dann geht er erst durch die Küche, wo Mutter und Anton sich am Tisch das Licht unter der Lampe teilen: Mutter stopft oder näht, Anton liest. Manchmal lacht er dabei, ein bitteres, unfrohes Lachen. Oder er schüttelt den Kopf. Oder er sagt etwas zu Mutter, und sie schüttelt den Kopf. Wenn Arthur vom Klo zurück ist, frierend, darf er noch für einen Moment auf Mutters Schoß, ihre wärmenden Hände auf Brust und Rücken, und Anton beim Lesen zuschauen.

Anton bringt Arthur regelmäßig Bücher aus der Arbeiterbibliothek mit, erst waren es kleine Geschichten in großer Schrift mit Bildern, jetzt sind es oft die dicken Bücher von Karl May. Und da sind sie dann wieder: Arthurs Prinzen, Ritter, Helden, nur tragen sie Federn im Haar, Hüte mir breitem Rand, Turbane und Kaftan, keine Kronen und Rüstungen mehr. Jetzt sitzt Arthur manchmal abends noch mit Mutter und Anton am Tisch unter der Küchenlampe, während die Kleinen schon schlafen.

In der Schule werden seit der Versammlung der Vaterlandslosen auf dem Carnaper Platz echte Helden präsentiert: von den Soldaten, die ausgezogen sind, das Vaterland zu schützen, erzählt Lehrer Gertig. Von echten Helden mit echten Gewehren. Anton, der Sozialdemokrat, scheint sie nicht zu mögen. So wie er auch den Kaiser nicht mag, dem sie alle gehorchen. So wie er die Lieder nicht mag, die Arthur von der Schule mit heimgebracht hat. Kirchenlieder. Also singt Arthur sie nur, wenn er allein ist. Zeigt auch die Sammel-Kaiserbilder nicht dem Stiefvater, der sie ihm sonst wegnehmen würde. Und träumt nur heimlich weiter von seinen Helden. Anton selber soll auch einer werden, er wird eingezogen zu den Soldaten, aber er bleibt hinten, in der Etappe. Wenn er gefragt wird, wo sein Vater kämpfe, schämt sich Arthur. Irgendwo in Frankreich, sagt er und vielleicht stimmt das sogar.

Anton hat in der Wohnung ein Bett frei gemacht, aber es ist auch noch ein Kind hinzugekommen, Else heißt es, wie die Mutter. Sie sind jetzt zu viert, und wenn die drei Kleinen im Bett sind, sitzt Arthur mit der Mutter allein unter der Lampe und liest, während sie Heim- und Heeresarbeit leistet: zugeschnittener Leinenstoff, der viel Platz in der kleinen Wohnung einnimmt, wird zu Brotbeuteln und Säcken vernäht. Die Säcke werden an der Front mit Sand gefüllt, als Deckung auf den Rand der Schützengräben zu türmen, weiß Arthur. Er stellt sich vor, wie er sein Gewehr durch eine kleine Lücke, die die Sandsäcke ihm lassen, hinauschiebt; er hat natürlich vorher das Bajonett abgeschraubt, damit es nicht im Stoff hängen bleibt. Dann kneift er ein Auge zu, diesmal nicht, um anzudeuten, er meine es nicht so, diesmal ist es ihm ernst, er zielt auf Feinde und rettet Kaiser und Vaterland.

Da denkt Arthur ganz anders als sein Stiefvater. Anton mag den Kaiser nicht und hat kein Vaterland, er ist ja ein vaterlandsloser Gesell, und außerdem kann er es jetzt gar nicht retten, selbst wenn er wollte, denn er liegt ja nur in der Etappe. Es hat eine Weile gedauert, bis Arthur begriffen hat, dass die Soldaten gar nicht wirklich liegen, wenn sie in der Etappe oder vor Verdun liegen. Und dass sie gar nicht

alle vorher fallen müssen, um nachher zu liegen. Erst liegen sie, dann fallen sie. Das versteht er endlich.

Eigentlich hat er jetzt immer Hunger. Immer. Die Ziesenbratwurst ist schon zu einem unerreichbaren Traum aus längst vergangener Zeit geworden. Er mag keine Steckrüben mehr, aber es gibt nur noch selten Kartoffeln und Dörrgemüse, und auch dafür muss man lange anstehen. In der Schlange erzählt man sich von dem, was Väter und Söhne bei den viel zu seltenen und zu kurzen Heimaturlauben von Stacheldraht, Blut und Giftgas berichtet haben, von Granattrichtern und Läusen und Schlamm und vielen, vielen Toten. Vielleicht hat Anton recht und es gibt gar keine wirklichen Helden. Mit abgrundtiefem Bedauern zieht Arthur sein Gewehr aus den Sandsäcken zurück und schneidet weiter mit dem Küchenmesser, das kein Bajonett mehr ist, Steckrüben in Stücke.

Als er im März 1918 aus der achten Klasse ins Erwachsenenleben entlassen wird, ist er noch keine vierzehn Jahre alt. An eine Ausbildung ist noch nicht zu denken, da würde er ja zu wenig Geld für die Familie verdienen, doch er kann in der Buchhandlung Graeper am Barmer Bahnhof Zeitschriften verkaufen. Das bringt nicht viel ein, aber immerhin mehr als die Lehrgroschen. Und es ist Arbeit, die zu bewältigen ist, es gibt sogar manchmal Zeit, Artikel aus den Tageszeitungen zu lesen. Frühjahrsoffensive stößt fast bis Paris vor. Bleibt aber stecken. Flandernschlacht. Große Sommeroffensive und große Grippewelle. Schwarzer Tag des deutschen Heeres bei Amiens.

Der Jahrgang 1900 wurde schon eingezogen und Arthur kennt ein paar Jungen vom Rott, die jetzt in Uniformen stecken und da draußen liegen. Im Dreck, wie er weiß, im Schlamm der Schützengräben. Bei ihnen läge er jetzt nicht so gerne, obwohl er eigentlich immer noch Held werden will. Aber man hat sich in den Schlangen vor dem Konsum von zu vielen toten Helden erzählt, und einige hat er auch gekannt. Ganz andere Helden sind das in Russland, hört er, nicht die deutschen, sondern die russischen Soldaten, die sich haben

besiegen lassen, damit sie in Ruhe ihre Räte wählen und den Arbeiter- und Bauernstaat aufbauen können. Russland wird das Vaterland der Helden.

In einer Steindruckerei an der Kaiserbrücke kann Arthur etwas mehr Geld verdienen als bei Graeper, muss aber auch länger arbeiten. Er bestaunt die prächtigen, bunten Reklamelithographien im Kontor, lädt Farbeimer und Papierpakete von Pferdeuhrwerken, schiebt den Handkarren mit Steinblöcken in den Maschinenraum, fegt den Hof, putzt Maschinen und Klo, darf aber auch mal zu bedruckendes Papier passgenau nachlegen, wenn eine der Frauen fehlt. Die Ausbildung zum Lithographen könnte ihm gefallen, aber es gibt gerade nicht genügend Aufträge und bald kann auch seine Hilfsarbeiterstelle nicht mehr bezahlt werden. Arthur ist das eigentlich ganz recht, denn seit ihn ein paar Kollegen mal darauf angesprochen haben, dass er unehelich ist, fühlt er sich nicht mehr wohl in dem Betrieb. Wo hat deine Mutter dich denn aufgeschnappt, hat man ihn scherzhaft gefragt, er ist rot geworden und hat sich schnell ein Loch zum Verkriechen gesucht.

Inzwischen ist Anton heil aus dem Krieg zurück, und die Kinder müssen am Abend früher ins Schlafzimmer, weil er noch mit Kollegen und Kriegskameraden unter der Küchenlampe zusammensitzen möchte; Arthur als Ältester ist manchmal dabei, die Mutter auch, wenn die Kleinen sie lassen. Die Männer sprechen aufgeregt, aber nicht zu laut, darauf achtet Anton. Sie trinken klaren Schnaps, sie rauchen und es stinkt nach Schwarzem Krauser. Sie tragen auch noch ihre feldgrauen Uniformen, aber keine blitzenden Säbel und blinkenden Orden dazu. Keine Helden. Arthur hört oft bekannte Namen mit L fallen: Lenin, Liebknecht, Luxemburg, die kennt er noch aus den Zeitschriften der Bahnhofsbuchhandlung, das scheinen tatsächlich Helden zu sein. Obwohl Liebknecht und Luxemburg doch im Gefängnis sind und Luxemburg eine Frau ist. Arthur weiß nicht so recht, worum es geht.

Einmal haben die Männer ihre Gewehre dabei und stellen sie an den Küchenschrank, Arthur darf eines vorsichtig

halten. Er hebt es hoch und wundert sich, wie schwer es ist, kneift ein Auge zu und zielt, bis Anton seine Hand auf den Lauf legt und ihn sachte hinunterdrückt. An diesem Abend sitzen die Männer nur ganz kurz am Tisch, dann nehmen alle ihre Gewehre und gehen hinunter auf die Straße, auch Anton. Nein, Arthur soll lieber bei Mutter und den Kleinen bleiben. Es ist nämlich Revolution. Die Matrosen aus Kiel sind noch nicht angekommen, aber die Revolution hat begonnen. Am nächsten Tag sieht Arthur die Feldgrauen mit ihren geschulterten Gewehren auf den Straßen, Lauf nach unten, viele tragen rote Armbinden.

Noch ein Arthur, aber in groß: Arthur Müller vom Rott ist einer der Matrosen, die den Kieler Aufstand miterlebt haben. Er erzählt, wie sie die Offiziere verjagt und den Zahlmeister ihres Schiffes über Bord geworfen haben, der habe da noch hilflos im Wasser gerudert, als man seinen Panzerschrank, aus dem man noch schnell die restlichen Soldgelder herausgeholt hatte, ihm hinterher schmiss, genau auf ihn drauf. Versenkt. Das sei ja schrecklich, sagt die Mutter, das sei ja Mord. Er könne ihr noch viel Schrecklicheres erzählen, sagt Arthur Müller. Aber damit sei jetzt Schluss.

Der Krieg ist zu Ende.

2. Bubi Mondschein

Einer der ersten Erlasse des Arbeiter- und Soldatenrates, dem in Barmen das Rathaus übergeben wird, ist das Verbot des Ausschanks alkoholischer Getränke – außer Wermut und Bier, natürlich. Wie sollte auch ein Arbeiterrat den Arbeitern das Bier verbieten?

Seit Beginn des Jahrhunderts ist immer wieder gewarnt worden: Alkohol schadet dem Klassenkampf. Der Alkohol ist der Feind des Proletariats. Ein trinkender Arbeiter denkt nicht, ein denkender Arbeiter trinkt nicht. So etwas sagt der Abstinenzlerbund, der 1903 gegründet wurde, innerhalb der Arbeiterbewegung aber seither einen schweren Stand hat. Karl Kautsky führte schon damals die Bedeutung der Kneipenkultur dagegen ins Feld: Ohne Kneipen hätte es kaum Versammlungsorte der Sozialdemokraten gegeben, denen man doch immer wieder verboten hat, größere Säle anzumieten. Und Kneipen ohne Bier?

Jetzt hocken die wenigen Abstinenzler vom Rott, wenn sie sich in der Kneipe, die noch nicht Blauer Engel heißt, zu einer Vereinssitzung treffen, bei Selters und Brause an einem kleinen Tisch, etwas abseits, und müssen mitleidige Blicke und viele Witze über sich ergehen lassen. Die Genossen vom Nachbartisch heben die Biergläser, rufen rüber, lachen und trinken auf ihr Wohl. Aber irgendetwas oder irgendwer scheint diesen Abstinenzlern auch eine gewisse Anziehungskraft zu verleihen, sonst würde Arthur Gießwein wohl nicht eines Tages eintreten. Bei den Abstinenzlern und den Naturfreunden, dem »Touristenverein« der Arbeiterbewegung.

Noch arbeitet er bei Kötter, einer Ketten- und Schraubenfabrik im Unterdörnen, nur ein kurzer Fußweg vom Rotter Berg hinunter. Immer noch Hilfsarbeiter. Sortiert Schrauben in dicke Holzkästen, hievt sie auf Handwagen und bugsiert sie über den Hof. Schaufelt Kohle, stapelt Briketts und darf sich nur in unbeobachteten Momenten mal kurz hinsetzen, zum Beispiel auf das kleine Mäuerchen in der Einfahrt, von wo aus er bei geöffnetem Tor auf die Straße sehen kann. Manchmal huschen Leute durch diesen kleinen Ausschnitt und Arthur träumt ihnen eine kleine Geschichte herbei, manchmal sind es Mädchen, die da huschen, und dann träumt er auch ihnen eine Geschichte, nur kommt er selber darin vor.

Oft aber träumt er sich einfach nur weg von Fabrik und Schornsteinqualm, von den engen, dunklen Straßen des Viertels mit seinen meist üblen Gerüchen und den vollgepissten Löws, in denen am Abend die geschminkten Mädchen auf Kunden warten, mit denen sie dann im Hinterhof verschwinden. Er träumt sich weg von den Hinterhöfen, wo unzählige dreckige Kinder spielen und singen und schreien, wo zwischen Kaninchenställen, Mülleimern, Wäscheleinen und hölzernen Klohäuschen Küchenabfälle über einen Drahtzaun in ein winziges Gehege gekippt werden, in dem ein Schwein sein kurzes Dasein fristet, wo alle Gerüche und Ehestreitigkeiten laut und beißend von einer Wohnung in alle umliegenden dringen, wo nur wenig privat bleiben, kaum etwas verborgen werden kann. Das Milieu hat ein Netz gespannt, doch es kann nicht jeden auffangen. Besoffene Arbeiter torkeln in der Samstagnacht durch die großen Maschen, ziehen grölend die dunklen Straßen entlang, umarmen die nächste Gaslaterne, beschimpfen unsichtbare Feinde, schlagen zu Hause Frau und Kinder, den ganzen Stall von Blagen, und alle, alle hören zu. Arthur träumt sich weg.

Komm doch mal mit, sagt Anton eines Tages. Und so ist Arthur dabei, als im Blauen Engel, der noch gar nicht so heißt, die Rotter Ortsgruppe der Naturfreunde gegründet wird. Die anderen dort sind nur wenig älter als er. Sie sind freundlich statt zotig, manchmal singen sie und ihre Augen leuchten dabei, aber es sind keine Kirchenlieder, und

sie trinken keinen Alkohol. »Auch keinen Messwein«, sagt Erich, der jetzt ebenfalls dazugehört. Ihre Ortsgruppe schließt sich dem Wandervogel-Verein an, dem mit der dreieckigen schwarzen Fahne, na, eher ein Wimpel, mit dem stilisierten Greifvogel darauf – oder ist es ein Kranich? Sie freuen sich auf den Frühling, wenn sie, noch bevor die Kraniche kommen, hinausziehen werden, dem Lauf der Wupper nach Süden folgen, dann rauf auf den Ehrenberg oder weiter weg, nach Krebsöge und ins Wiebachtal, immer in freier Natur.

Arthur findet eine Lehrstelle, und im Januar 1920 tritt er sie an. Wieder arbeitet er ganz in der Nähe, fast noch auf dem Rott. Eine knappe Viertelstunde geht er jetzt täglich zu Fuß zur Maschinenfabrik Krenzler in der Sanderstraße, die zum neuen Krankenhaus hinaufführt, und lernt dort Schlosser und Dreher. Er steht am Schraubstock, feilt und feilt und hat keine Zeit zu träumen. Aber in den kurzen Pausen spricht er mit ein paar Gesellen, zwei Naturfreunde sind auch darunter.

Im März lässt der Meister urplötzlich die Fabriksirene aufheulen. Alle außer Arthur scheinen zu wissen, worum es geht.

Tja, Arthur, sagt der Meister, jetzt solltest du ganz schnell in die Gewerkschaft, den Metallarbeiterverband, eintreten, sonst kriegst du den Streik nicht bezahlt. Außerdem könntest du auch richtig Ärger im Betrieb bekommen, mit den Kollegen.

Aber es geht nicht nur darum.

Wir Arbeiter müssen jetzt zusammenhalten, sagt ein Geselle. Das kann man doch nicht alles den Kameraden in Berlin überlassen, jetzt sind wir alle gefragt.

Arthur versucht aus den Bemerkungen, die überall fallen, herauszufinden, was da los ist in Berlin und warum dann hier in Barmen gestreikt wird, aber erst am Abend unter der Küchenlampe, als ihm Anton erzählt, was er vom Kapp-Putsch weiß, versteht er, warum man wütend ist, überall im Viertel. Und was man befürchtet. Warum Anton sein Gewehr aus dem Krieg herausholt, das er auf dem Oller versteckt hat. Erst gibt es nur den Streik und Versammlungen, aber

dann hören sie, dass Militär in der Stadt ist, Freikorps, dass aus dem Süden über tausend Solinger Arbeiter gekommen sind, um zu helfen. Dass die Solinger sich hier ganz in der Nähe, in der Rittershauser Ziegelei, versteckt haben, dort aber aufgestöbert und von der Polizei beschossen werden, die mit dem Militär gemeinsame Sache macht. »Noskes« nennen einige die Gegenseite, obwohl Gustav Noske doch als Sozialdemokrat und Mitglied der Reichsregierung den Generalstreik mit ausgerufen hat und mit Ebert zusammen vor den Putschisten fliehen musste. Er hört, dass die Barmer Arbeiter die Polizeiwache im Rathaus gestürmt und Waffen erbeutet haben, mit denen sie sich jetzt gemeinsam mit den Solingern gegen die von Elberfeld vorrückenden Soldaten verteidigen. Dass die Soldaten auf Menschen in Fenstern geschossen und dabei etliche, meist jugendliche Unbeteiligte getötet haben. Dass sie in Wohnungen eingedrungen und Leute herausgezerrt, Verdächtige draußen, in den Löws, erschossen haben.

Sie haben kein Mitleid, sagt der Meister, wie Tiere.

Arthur und seine Kollegen sind von der Fabrik die Schönebecker Straße hinunter zur Rudolfstraße gezogen, wo sie mit vielen anderen die Kreuzung verstopfen. Sie hören Schüsse, manchmal kommt auch einer der Kämpfer atemlos hergerannt und wird versorgt, immer neue Geschichten machen die Runde, die Menge wird laut, dann plötzlich, bei einer eintreffenden Todesnachricht, ganz still. Arthur trifft Anton und ist stolz auf ihn, als der, angetan mit einer roten Armbinde, zu den Leuten spricht und sie ihm zuhören. Er spürt, was es heißen muss, nicht mehr inmitten von anderen allein zu sein, sondern seinen Platz unter ihnen zu haben. Sich nicht mehr wegträumen zu müssen.

Nur zwei Tage später ziehen sich die Noskes aus dem Wuppertal zurück. Der nächste Tag, der 21. März, ist ein Sonntag, und so kann sich eine große Menge versammeln, als die meisten der siebenundzwanzig Toten aus Barmen vor dem Krankenhaus aufgebahrt werden. Arthur trifft seine Kollegen vor der sonntagsruhigen Fabrik, gemeinsam gehen sie die

Sanderstraße hinauf, hören die Reden und lassen sich ergreifen vom Stolz auf den Sieg, der Freude über die im Kampf gewonnene Einheit der Arbeiter, SPD, USPD und KPD, alle gehören auf einmal wieder zusammen. Und von der Trauer um die Toten, deren Geschichten durch die Menge weitergeleitet werden. Drei große Leiterwagen, von je zwei Pferden gezogen, stehen bereit, die Särge aufzunehmen und sie in einem langen Zug über den Klingelholl und die Westkotter Straße, die Wupper überquerend, nach Heckinghausen und auf die Südhöhen zum Ehrenfriedhof zu fahren, wo bisher nur tote Weltkriegsteilnehmer liegen. Arthur und zwei seiner Kollegen gehen mit dem Zug, an den Straßen zu beiden Seiten Menschen, die still werden und die Mützen ziehen, wenn die Leiterwagen an ihnen vorbei übers Kopfsteinpflaster rumpeln. Fahnen und Wimpel der Parteien, der Gesangsvereine, der Volksfürsorge und der Konsumgenossenschaft, der Arbeitersportvereine, Blitz Barmen ist auch dabei, und viele einfache, rote Fahnen ohne Aufdruck. Der letzte Kilometer führt durch dichten Wald bis zur Lichtung des Friedhofes, wo sich der Geleitzug mit dem aus Elberfeld vereinigt, die Menge der Versammelten wird unüberschaubar groß. Fünf Chöre stellen sich auf, um gemeinsam das heroische »Tord Foleson« zu singen: das Banner kann stehen, wenn der Mann auch fällt, Arthur bekommt eine Gänsehaut. Da sind sie wieder, seine Helden. Das Lied wird jetzt überall im Deutschen Reich bei den Trauerfeiern gesungen, sogar in Berlin, erfährt Arthur. Das wundert ihn, denn der Komponist Uthmann stammt vom Sedansberg und er hat immer gedacht, dass man es nur in Barmen kenne. Auch der Klempner und Dichter Werner Möller, der im Januar des letzten Jahres in Berlin mit Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg von den Noskes ermordet wurde, hat vorher auf dem Sedansberg gewohnt. Barmen ist überall, sagt Erich Gonner und kneift sein rechtes Auge zu. Arthur hat ihn plötzlich in der Menge entdeckt und sich zu ihm durchgedrängt. Er ist Lehrling in einer Färberei, und sie haben sich viel zu erzählen.

Sie sehen sich jetzt öfters. An Samstagen, wenn die Arbeit in

den Fabriken manchmal früher endet und der Wandervogel aus der Stadt herauszieht. Arthur ist mit den abstinenten Kollegen und den Naturfreunden dabei. Junge Männer in kurzen Hosen mit Mandolinen, Gitarren und Mundharmonika, mit Rucksäcken, schwarzen, schweren Zeltplanen, junge Männer, die, haben sie erst einmal das Rauental im Süden der Stadt erreicht, um so lauter und aufgeregter werden, je näher sie der Oehde und der Textilfabrik Bemberg kommen, wo Spulerinnen in Mädchengruppen zu ihnen stoßen. Es gibt Bündische, die keine Mädchen zulassen, aber wir sind ja keine warmen Brüder, sagt Erich. Und Arthurs Kollege meint, man müsse die Abstinenz nicht gleich in allem und jedem üben.

Eine Woche Jahresurlaub für weitere Ziele, einmal sogar Tirol, sonst immer wieder Wochenendfahrten, auch mal bei schlechtem Wetter. Überall haben sich die Vereine Hütten gebaut, die genutzt werden können, wenn man die Querverbindungen zwischen den verschiedenen Gruppen der Arbeiterwanderer im Wandervogel bemüht. Die Abstinenzler bauen eine im Marscheider Tal, trinken dort abends ihre Tees und springen am Morgen nackt in den nahen Mühlenteich.

Da draußen atmet Arthur durch. Er hat inzwischen fünf kleine Geschwister, Halbgeschwister, fast wären es sechs gewesen, aber ein Kind kam tot zur Welt. Immer noch wohnen sie in der Rödiger Straße 122, dieselbe winzige Wohnung, die Enge ist kaum vorstellbar, und solange sie noch hineinpassen, müssen die Säuglinge in einer Schublade der dicken Kommode schlafen. Arthur kümmert sich liebevoll um die Kleinen und Anton bemerkt, wie gerne der Achtzehnjährige Verantwortung übernimmt. Er schlägt ihm vor, eine Kindergruppe bei den Naturfreunden zu leiten.

Arthur ist einverstanden. Jetzt spielt und singt er mit den Kindern, die er Küken nennt, schreibt ihnen auch kleine Stücke fürs Theaterspielen: ein Weihnachtsstück um Alberich, den Zwergenkönig, ein Stück zum Neuen Jahr, die Schwänke »Die geprellte Marktfrau« und »Tünnes wird Soldat«. Bei der geprellten Marktfreu treffen auf dem Markt Reich und Arm zusammen, Sympathieträger ist ein Gauner mit Trinkernase aus der Arbeiterklasse, der aber am Ende, weil

er unrecht behandelt hat, vom dicken Polizisten abgeführt wird. Und Tünnes ist so ungeschickt, dass er dadurch dem Soldatendasein entgeht und Berta heiraten kann. Schließlich schreibt der junge Linke noch ein Stück um Mord, Totschlag, Liebe und Ordnung, in dem es am Schluss ganz und gar nicht sozialistisch heißt:

»Selbig sieht's in einem Lande aus, das wo keinen richt'gen Fürst besitzt, alles geht drunter und drüber... Deutschland muß ... einen Fürst bekommen, der wo versteht zu regieren. Deutschland muß groß und stark + einig werden!«

Auf einem Foto, das 1923 bei einem Sommerfest der Barmer Volkshochschule in der Ronsdorfer Wolfskuhle entstanden ist, hockt er am unteren Rand inmitten seiner Küken, darüber eine große Mischung von über fünfzig Männern und Frauen unterschiedlichen Alters, heitere und grimmige Gesichter, Matrosenkragen der Jungen, Schillerkragen der Jugend und steife Kragen von gesetzten Herren, die Frauen und Mädchen tragen weite, weiße Kleider. Arthur ist jetzt neunzehn Jahre alt und ragt doch sitzend kaum über die Kinder hinaus, die sich um ihn geschart haben. Er blickt gutgelaunt und gelöst in die Linse, er träumt nichts weg und nichts herbei, er hat seinen Platz, hier und jetzt.

Seinen Platz findet er auch unter den Gleichaltrigen, den Abstinenten, den Naturfreunden, den Wandervögeln, mit denen er singt und wandert und all die neuen Ideen bespricht, die in durch Krieg und Zerstörung geschaffene Freiräume eindringen. Und sie spüren an sich, wenn sie Vorträge über Landkommunen, Freiwirtschaft, freie Liebe, Empfängnisverhütung, Sozialismus, die Ideen eines Rudolf Steiner und gesündere Ernährung hören, wenn sie, Mädchen und Jungen, zusammen nackt baden gehen: Des Kaisers Obrigkeitsstaat mitsamt Kadavergehorsam, Klassendünkel und all seiner Prüderie geht zum Teufel, während er selbst ohnmächtig in Holland Holz hackt. In Arthurs Fotoalbum findet sich eine

Aufnahme junger Männer und Frauen mit nachdenklichen Mienen, die sich auf einer Wiese gelagert haben, »Werner Zimmermann spricht!«, hat Arthur daruntergeschrieben. Der Anhänger Silvio Gesells, Lebensreformer, Prediger von Freikörperkultur, Freiwirtschaft und Sozialismus gleichermaßen, findet aufmerksame Zuhörer.

Der Traum von der Wiedervereinigung der Arbeiterparteien ist zwar geplatzt, aber immerhin sind viele aus der aufgelösten USPD bei den Kommunisten gelandet. Ihre Jugendorganisation heißt jetzt Kommunistischer Jugendverband Deutschland, KJVD, und seit 1922 ist Arthur Mitglied. Anton sähe ihn lieber bei der SAJ, der Sozialistischen Arbeiterjugend der SPD, aber Arthur muss seinen eigenen Weg gehen. Nein, er rebelliert nicht gegen den Stiefvater. Nur ein bisschen, vielleicht. Die Generationen müssen ja nicht in allem übereinstimmen. Und Arthur gehört eindeutig zur neuen. Die Jugend ist nicht mehr nur Übergang vom Kindsein zum Erwachsenenalter, die Jugendlichen sind in einer ganz besonderen, einer aufregenden Phase ihres Lebens, sie werden sich ihrer selbst bewusst, die Blüten haben sich geöffnet, auch die Rotter. Sie haben es nun in der Hand, die Wandervögel, Kommunisten, Anarchosyndikalisten, Lebensreformer und Lichtverkünder, sie selbst können Neues bauen. Das Inflationsjahr lässt sie hungern, aber nicht verzweifeln; nur in den wenigsten Familien gibt es Ersparnisse, die verloren gehen könnten. Immer wieder große Momente gemeinsamen Erlebens, meist draußen im Grünen.

Aber eher in den warmen Jahreszeiten. Das sehnsuchtsvolle Warten darauf im Winter, wenn Arthur die Zeit nutzt, auf der geliehenen Gitarre die von anderen abgeguckten Akkordgriffe übt und seine Fingerkuppen, eh schon vom vielen Feilen abgenutzt, heftig schmerzen. Die Märzfeier auf dem Ehrenfriedhof, die jetzt jedes Jahr zum Gedenken an die Toten von 1920 abgehalten wird, läutet mit dem Frühling auch die Wandervogel-Saison ein.

Einmal ziehen sie nach Nordwesten ins Landheim bei Aprath, lagern abends noch am Teich und lassen das Feuer herunterbrennen, um nicht mit dem vollen Mond zu konkur-

rieren, den sie leise besingen. Arthur ist mittlerweile Sprecher der Barmer Wanderscharen, er führt nur selten das große Wort, ist aber oft initiativ. Und jetzt fände er es großartig, wenn sie noch einmal baden gingen, alle zusammen.

Nee, lass man, sagt Erich und gähnt. Und Rudi Abel sagt gar nichts, sondern sieht ihn nur verständnislos an.

Ach, kommt!

Geh du doch!, sagt August Umbach. Dann komm ich vielleicht auch noch.

Keiner will mit, auch Emil Lenz nicht, der vorher noch den Mund so voll genommen hat. Man ist am warmen Feuer schläfrig geworden, aber alle ermutigen ihn.

Nun geh schon, sagt Paul Schuchard. Geh für uns.

Allein möchte Arthur eigentlich gar nicht, aber jetzt muss er wohl. Sie sehen ihm nach, wie er, kleiner und schwächer als sie alle, nackt in den Teich steigt, wie seine Haut im schwarzen Wasser glänzt, und jemand sagt: Seht mal, unser Bubi Mondschein.

Arthur hat seinen Fahrtennamen.

Im Januar 1924 sind vier Lehrjahre vergangen, Arthur wird weiter beschäftigt und arbeitet noch bis zum Sommer des nächsten Jahres bei Krenzler. Von den vierzig Mark in der Woche, die er nun als Geselle verdient, gibt er zwar den größten Teil zu Hause ab, kann aber auch ein wenig zurücklegen, um im August 1925 seine Wanderjahre zu beginnen. Wenn sie auch schon längst nicht mehr als Bedingung für eine spätere Meisterprüfung gelten, so versprechen sie doch immer noch Abenteuer, Entdeckung und Bewährung, ganz im Sinne der Wandervögel, da muss man dann auch die Gemeinschaft mal verlassen.

Schade ist nur, dass er damit auch Else verlassen muss. Nicht Elsa, seine Mutter, nicht Else, seine Schwester, sondern Else Radtke, die Dunkelhaarige. Sie ist dabei gewesen auf etlichen Fahrten der Naturfreunde, spielt Geige und hat fröhliche Augen, ist ebenfalls Mitglied im KJVD, selbstbewusst und zugänglich, auch für Arthur, der immer noch in vielen Situationen viel zu schüchtern auftritt. Er wird ihr schreiben, von unterwegs.

3. Wandern und Ankommen

Als Arthur Else im Juni 1928 wiedersieht, hat er während dieser drei Jahre, die mittlerweile vergangen sind, eine Strecke von 4020 Kilometern zurückgelegt, davon fast die Hälfte zu Fuß. Jede einzelne Station, jede Wegstrecke hat er mit Uhrzeitangaben in sein Wanderheft eingetragen, er ist stolz auf jeden Kilometer, hat, wenn auch nicht die Welt, so doch ganz Deutschland gesehen. Seine einstige Schüchternheit scheint verflogen, stellen die Freunde bei den Abstinenzlern, Naturfreunden und Kommunisten fest, bei denen er sich jetzt wieder einfindet, mit denen er sich im späteren Blauen Engel trifft und denen er berichtet, Arthur mit dem Wind in den Haaren, dem Wind von den Bergen und Seen. Und Blasen an den Füßen: die Schuhe, schon oft geflickt, waren kurz vor der letzten Etappe hinüber, er hat in Duisburg für acht Groschen noch mal einen Flicker einsetzen lassen. Der hat dann aber den Fußballen aufgescheuert.

Die erste Station war Hamburg, sagt er, da ist er mit der Bahn hingefahren und bis März 1926 geblieben, erst dann ging das richtige Wandern los. In Hamburg war er in Altona, bei den Bündischen, in der Mühlenstraße gab es da ein Heim, das »Soziale Werkgemeinschaft« genannt wurde. Man besorgte ihm eine Unterkunft und erzählte vom Aufstand von 1923: der Prozess gegen die Kommunisten, die der Partei aus dem Ruder gelaufen waren und mit dem Überfall auf Polizeiwachen die große deutsche Oktoberrevolution einläuten wollten, war erst im Februar zu Ende gegangen. Arthur arbeitete mit bei der Ortsgruppe des KJVD und wurde kurzerhand zum Referenten und Sachbearbeiter für sozialistische westdeutsche Jugendorganisationen erklärt.

Was das sei, fragt ihn Rudi Abel, einer am Tisch, wie er sich das denn vorzustellen habe. Arthur antwortet, man habe Papiere gelesen und viel diskutiert, aber da ging es nicht mehr um die Organisation von Wanderungen, Bildungsvorträgen und Tanzabenden, da ging es um Politik. Da hat man Flugblätter geschrieben und verteilt, da hat man als Kommunist versucht, in den sozialdemokratischen Jugendgruppen Fuß zu fassen, Leute zu überzeugen. Der KJVD, das ist ja jetzt keine fröhliche Wander- und Singtruppe mehr, wir sind erwachsen. Wir müssen an unserer Organisation arbeiten. Aber das kennt ihr doch auch, sagt Arthur, oder wie ist das jetzt hier, auf dem Rott?

Es entsteht eine kleine Pause, man sieht sich an, ein kleines Nicken mit einem fast nicht merklichen Bedauern darin.

Arthur spürt, dass er das jetzt noch nicht vertiefen sollte. Gearbeitet hat er da als Hausbursche, sagt er, bei einer Lebensmittelgroßhandlung, hat Obst und Gemüse mit einem Dreirad ausgefahren. Und im März 1926 ist er dann zum ersten Mal losgezogen, auf Schusters Rappen, herrlich, sagt er, in neun Tagen bis kurz vor Berlin, in Jugendherbergen geschlafen, hat sechs Wochen auf einem Bauernhof gearbeitet, bis er dann Ende Mai die Bahn nach Berlin genommen hat: Zweites Pfingsttreffen des Rotfrontkämpferbundes. Das könnt ihr euch gar nicht vorstellen, sagt Arthur, so viele Genossen, Fahnen, Musik, ein riesiges Zeltlager, Suppenküchen, Fackelzüge, überall konntest du Abzeichen, Sowjetsterne, Mützenschilder, Fähnchen und Leninbilder kaufen, allein aus Hamburg waren zweitausend Mann da, die ganze Stadt voller erhobener Fäuste. Von Berlin dann wieder losgetippelt, fast zwei Wochen gewandert, und in Mellingen bei Weimar auf einem Hof neun Monate endlich mal wieder als Schlosser gearbeitet. Landmaschinen repariert, auch mal geschmiedet. Nichts Spannendes dort erlebt, aber immer satt geworden und so viel verdient, dass er jetzt seinen Führerschein machen konnte. Und damit fand er dann auch Arbeit, als er im April 1927 mit der Eisenbahn wieder zurück nach Berlin kam:

einen Monat als Motordroschkenfahrer bei der Panzer AG beschäftigt, da hat er dann die feine Gesellschaft durch die Stadt gefahren. Davon könnte ich euch Sachen erzählen, sagt er.

Aber er erzählt sie nicht.

Hätte das nächste Pfingsttreffen von Rotfront noch mitnehmen können, aber er hatte genug von der großen Stadt, wollte ja auch eigentlich nach Süden, bekam ein Angebot, in Hessen zu arbeiten, fuhr nach Bad Sooden, arbeitete ein paar Tage bei einer Firma, anschließend bis Ende Mai als Traktorfahrer auf einem Bauernhof.

Ja, und dann bin ich nach München getippelt, sagt er und trinkt aus dem Krug, den ihm Emil Lenz bestellt hat. Eigentlich mag er kein Bier, aber so völlig abstinenter ist er als Abstinenzler auch nicht, und heute schmeckt es ihm sogar. Bekam in München Arbeit als Schlosser bei der Firma Linde, Eismaschinen, in der Abteilung, wo Gas verflüssigt wurde, montierte und reparierte Maschinenteile, wurde sogar Jugendvertrauensmann. Blieb fast ein Jahr, wohnte am Anfang bei einem Genossen vom KJVD, Franzl Baum, sagt er, den lernt ihr bestimmt noch mal kennen. Vielleicht, wenn wir mal wieder auf Fahrt gehen.

In München begann er dann seine große Wanderung, die ihn nach Tirol, ins Allgäu, zum Bodensee und durch den Schwarzwald führte. Einmal hat er sogar die französische Grenze passiert. Er ist morgens mit Zahnschmerzen aufgewacht, die ihn schon ein paar Tage gequält haben, hat den Rhein überquert und in Straßburg einen Arzt aufgesucht. Der konnte ihm tatsächlich helfen, aber dann sind französische Polizisten aufgetaucht und haben ihn, ohne dass sie irgendwelche Gründe angegeben hätten, zur grünen Grenze gefahren. Er ist weitergewandert, durch den Pfälzer Wald, schließlich den Rhein hinunter, an der Lahn entlang, zurück zum Rhein bei Koblenz, wo er das Pfingsttreffen des Arbeiter-Turn- und Sportbundes miterlebt hat. Dann nach Köln, er übernachtete bei Peter Weddings, Antons Bruder, besuchte

die erste große Messe, die Internationale Presseausstellung, die dem Oberbürgermeister Konrad Adenauer so großen Erfolg verschaffte. Weiter über Düsseldorf, Duisburg wieder heim ins Bergische. Mit einer Unterbrechung von fünf Tagen, in denen er bei Bingen im Weinbau gearbeitet hat, war er täglich unterwegs, seit seinem Aufbruch in München an achtundfünfzig Tagen, fast ausschließlich zu Fuß, meist allein. Mal hat er sich für eine Weile mit jemandem zusammengesetzt, einmal haben sie zusammen sogar in ein paar Häusern gesungen und ein paar Pfennige bekommen.

Wir zieh'n zu zwei'n, wir zieh'n zu drei'n
durch Sachsenland und Preußen.
Und reißt der Stiefel auch entzwei,
so lass den Schelmen reißen.

Geld kam auch von Ortsgruppen des Metallarbeiterverbands aus der Unterstützungskasse für durchreisende Tippelbrüder, da gab es dann von siebzig Pfennigen bis zu einer Mark Unterstützung. Geschlafen hat er praktisch überall, sagt er. Meist in Jugendherbergen, aber oft auch Pennen, also Obdachlosenunterkünften, und sogar im Gefängnis.

Wieso Gefängnis, fragt Rudi Abel ganz alarmiert, sie haben doch nichts gegen dich in der Hand. Einfach so, auf Verdacht?

Nein, sagt Arthur, in so kleinen Orten, wenn es da keine Obdachlosenunterkunft gibt und es sind ein paar Gefängniszellen frei, dann kann man darin übernachten. Ein paar Mal hab ich sogar Frühstück von der Polente gekriegt. Na, was man so Frühstück nennt. Brot und eine Tasse Muckefuck.

Jetzt bist du ja wieder da, sagt Emil Lenz, winkt dem Kellner. Und hier kriegst du Bier, keinen Muckefuck.

Nee, sagt Arthur, nicht noch eines.

Er sieht Else wieder, und auch sie hört ihm gern zu. Er begegnet ihr oft in diesem Juni 1928, wenn sie mit Freunden der Kommunistischen Jugend vor die Stadt ziehen. In der Rödiger Straße bleibt Arthur nur zum Schlafen, was kaum

noch möglich ist, so eng ist es dort geworden mit den groß gewordenen Geschwistern, und seine Mutter ist auch schon wieder schwanger. Meist also setzt er sich auf eine Bank in den Schönebecker Busch, wenn er in Ruhe etwas in seine Kladde schreiben will. Einen Rückblick auf seine Kindheit, dessen Anfang sich liest wie ein Film: Die Beschreibung wandert wie eine Kamera von einem Hinterhof die Hauswand entlang und zoomt sich in ein kleines schäbiges Zimmer, wo seine Mutter ihn unter Schmerzen gebärt.

»Allein und hilflos lag sie da – wer steigt auch an solch einem Tag gern ins Elend hinein. Und bitteres Elend herrschte hier, und die Sonne mochte es noch so gut meinen, hier gab es nichts zu verschönern, zu vergolden. Ein Schrank, ein Tisch und ein paar Stühle sowie das notwendigste Küchengerät waren neben dem Ofen und einem eisernen Bettgestell das gesamte Mobiliar. Auf einer zerrissenen Matratze wand sich in den fürchterlichsten Mutterwehen ein blutjunges Fabrikmädel, während vor ihr ein altes Mütterchen ihr die notdürftigste Linderung zu verschaffen suchte. Die Schmerzen der werdenden Mutter hatten ihren Höhepunkt erreicht, lange konnte es nicht mehr dauern.«

Auf etwa zwölf Seiten erzählt er seine ersten vierzehn Lebensjahre und bricht mit dem Kriegsende ab. Vielleicht hätte er den Text noch fortgesetzt, wenn er nicht im Juli für einen Monat eine befristete Gelegenheitsarbeit bekommen hätte und gleich darauf im August vom Kabelwerk Kromberg & Schubert in Rittershausen, Oberbarmen, als Betriebsschlosser übernommen worden wäre. »Es riecht nach Arbeit«, schreibt er unter ein Foto, das ihn mit Kollegen auf der Verladerrampe des Bahnhofs neben Kistenstapeln zeigt, davor ein hochbeiniger LKW. Im Kino sieht er den ersten UFA-Tonfilm: »Melodie des Herzens«, Dita Parlo und Willy Fritsch, er ist begeistert von den neuen Möglichkeiten und schreibt, statt seine Erinnerungen fortzusetzen, sofort ein eigenes Filmmanuskript. »Nur einer aus dem Volke« heißt es, er möchte,

dass die berühmte Grete Mosheim die weibliche Hauptrolle spielt. Eine Liebesgeschichte: sie kommt aus dem Großbürgertum, er aus dem Proletariat. Sie lernen sich kennen, als sie in seine Motordroschke steigt. Und schließlich muss er sich gegen ihren Vater zur Wehr setzen, der die beiden auf dem Wohnzimmersofa ertappt.

Den Liebhaber möchte er selbst spielen, Arthur Gießwein. Ein Tagtraum aus seiner Zeit als Taxifahrer in Berlin, vielleicht hat er ja tatsächlich einmal Grete Mosheim kutschiert.

Während er daran schreibt, steht sie vor der Kamera: »Cyankali« heißt der neue Film, der gegen das Abtreibungsverbot gerichtet ist und sofort nach Erscheinen verboten wird.

Else ist keine Berliner Berühmtheit und stammt wie Arthur aus dem Barmer Proletariat, aber sie spielt immerhin Geige, so wie die behüteten Bürgertöchter, Arthur kann ein paar Akkorde auf der Gitarre beisteuern. Sie musizieren und wandern zusammen mit den Naturfreunden, dann endlich auch einmal ohne die anderen, nur zu zweit auf den Ehrenberg im Wuppertaler Süden. Immer wieder der Ehrenberg, er wird ihrer beider Berg.

Als Kromberg & Schubert von der Weltwirtschaftskrise erfasst werden, muss Arthur nach knapp acht Monaten, obwohl er inzwischen dort im Betriebsrat sitzt, im März 1929 erneut auf Arbeitsuche gehen. Aber es gibt nichts, nirgendwo, schließlich beantragt er Arbeitslosenunterstützung. Barmen wird gerade mit Elberfeld zu einer einzigen Großstadt, und bei der Debatte über den neuen Namen schlägt der Vertreter der Kommunisten im Stadtrat den Namen »Hungerstadt« vor. Das wird natürlich nicht ernsthaft in Erwägung gezogen, und sein Hinweis auf das Elend, das durch die größere Stadt nicht kleiner wird, stößt unangenehm auf. Oskar Hoffmann von den Sozialdemokraten greift den Vorschlag »Wuppertal« auf und kann ihn durchsetzen.

Inzwischen ist Arthur auch in die KPD eingetreten wie Else, er übernimmt immer mehr kleine und auch größere Funktionen im Ortsverband, irgendwie schafft er es auch,

die Miete für ein Zimmer unterhalb des Rotter Berges, im Steinweg, aufzubringen. Und das Kino kostet auch nicht viel. Im April sehen Else und er »Der blaue Engel« mit einer noch ganz unbekanntem Marlene Dietrich. Der Film wird ein riesiger Erfolg und die Kneipe in der Rödiger Straße erhält endlich ihren Namen.

Nach dem Kino geht Else noch häufig mit zu Arthur und schließlich ist sie schwanger.

Als die beiden im Juli 1930 heiraten und die Treppe vor dem Barmer Rathaus durch ein Spalier roter Fahnen, Blumensträuße und Mandolinen hinuntergehen, strahlen sie glücklich, wissen aber auch, dass es nicht leicht sein wird: Else, die bei der Bahnverwaltung der Stadt eine gute Stelle hat, erhält nach der Entbindung nur drei Wochen Mutterschutz. Und Arthur muss, um weiter zwanzig Mark Stütze wöchentlich zu bekommen, immer wieder »Notstandsarbeiten« ausführen, die ihm das Arbeitsamt vermittelt: Wege- und Straßenbau, erst im Carnaper Wald und später in der Schellenbeck, mit Spitzhacke und Schaufel. Vom Nächstebrecker Berg, wo sie eine kleine Wohnung beziehen, ist das nicht ganz so weit zu laufen.

Am Ende der Schwangerschaft treten Probleme auf. Ein Sohn, sagt der Arzt. Aber das Kind kommt tot zur Welt.

Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1930 wird die KPD in den Wahlkreisen von Barmen und Elberfeld zur stärksten Arbeiterpartei. Arthur bleibt zunächst arbeitslos, hat aber neben den Straßenbauarbeiten nach Feierabend immer auch in der Ortsgruppe zu tun. Da werden Solidaritätsaktionen mit Streikenden organisiert, man verteidigt Stadtviertel gegen allzu deutliche SA-Präsenz und versucht, die wilden Straßencliquen im Auge und bei der Stange zu halten, aber man muss auch mal anrücken, wenn Genossen oder Kollegen wegen Mietrückständen vom Hausbesitzer auf die Straße gesetzt werden sollen. Er zeigt Einsatzbereitschaft und organisatorisches Talent.

Man wird auf ihn aufmerksam und betraut ihn mit der Leitung des Unterbezirks einer kommunistischen »Liga für

den Mutterschutz«, die sich unter anderem für sexuelle Aufklärung, Straffreiheit für Abtreibung und Homosexualität und die Verbreitung von Verhütungsmitteln einsetzt. Er wird Funktionär, erhält 180 Mark monatlich, ist auf einmal nicht mehr auf die Stütze angewiesen, braucht nicht mehr zu Notstandsarbeiten abzurücken. Er trägt Verantwortung, man vertraut ihm, man traut ihm etwas zu, und er weiß, dass er dem gerecht werden kann. Der Verein hat in der Stadt bald 3600 Mitglieder. Jeder Besuch auf dem Rott bestätigt ihn in seiner Arbeit, Rödiger Straße 122, Dachgeschoss, wo seine jüngste Schwester Helga mit ihren zwei Jahren mittlerweile zu groß für das Bettchen in der Kommodenschublade geworden ist. Revolution ist wichtig. Kondome sind wichtig.

Aus Elberfeld stammt Helene Stöcker, die schon 1905, da war Arthur ein Jahr alt, den ersten Bund für Mutterschutz und Sexualreform gegründet hat; seitdem sind zahlreiche andere Verbände mit ähnlicher Zielrichtung entstanden, aber unterschiedlichen politischen Parteien nahe stehend. Kondome finden inzwischen einen solchen Absatz, dass sich Papst Pius XI. 1930 zu einer verbietenden Enzyklika genötigt sieht. Die meisten dieser Verbände sind in sozialdemokratischer Hand. In einem gemeinsamen Verband sieht die KPD eine Möglichkeit, auf diesem Gebiet Positionen zu erobern und ihren Konkurrenten von der SPD eine Massenbasis streitig zu machen.

Auf Betreiben der Liga für den Mutterschutz wird tatsächlich im Juni 1931 in Wuppertal-Barmen der »Einheitsverband für proletarische Sexualreform und Mutterschutz« gegründet. Nahezu alle Organisationen, die sich im nieder-rheinischen Bezirk mit Fragen der sexuellen Aufklärung befassen, schließen sich hier zusammen und es stört offenbar nur wenige, dass dies unter Federführung der KPD geschieht. Für Arthur gehen hier Wandervogel-Freigeist und Bolschewismus wieder eine Verbindung ein und das tut gut. Die Gründungsversammlung wird eine große Veranstaltung, für die nur wenige zu mietende Säle im Stadtteil in Betracht kommen. Initiator und Hauptredner ist der österreichische

Psychoanalytiker Wilhelm Reich, der nach seinem Ausschluss aus der SPÖ die KPD für seine Gedanken hat gewinnen können.

Die Befreiung der menschlichen Lust, die er predigt, stößt auch innerhalb der Arbeiterbewegung auf Widerstand. Da geht es ums Eingemachte, um die bislang auch hier gut konservierte Position des männlichen Familienoberhauptes, um die Befreiung der warmen Brüder, um Masturbation ohne Schuldgefühle. Die Gedanken erregen die Gemüter, in etlichen Gruppen des KJVD wird plötzlich mehr darüber gesprochen als über den Klassenkampf, sie stören die mittlerweile hierarchisch durchstrukturierte, bolschewistische KPD so sehr, dass Reich, als ein einheitlicher Verband für ganz Deutschland nicht zustande kommt, schon ein Jahr später fallen gelassen wird, nachdem auch der Vorsitzende, Ernst Thälmann, sich gegen ihn ausgesprochen hat. Und so stellen viele Aufklärungs- und Beratungsstellen ihre Arbeit ein, noch bevor ihnen später von den Nazis endgültig der Garaus gemacht werden kann.

Aber bis dahin kann man in Barmen noch jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat zwischen 16 und 18 Uhr zur Färberstraße 12a gehen und sich beraten lassen. Arthur organisiert die Ausbildung der noch sehr jungen Berater, lässt sie zu Übungszwecken Holzpenisse schnitzen, besorgt den Einkauf von Kondomen und kontrolliert Eingang und Verteilung der Verbandszeitschrift »Die Warte«. Er selbst benutzt kein Kondom: Else und er wollen es weiter mit Nachwuchs versuchen.

4. Morgenröte und Gewitterwolken

Im Sommer vor der Geburt ihrer Tochter, im Juli 1932, kommt Thälmann zu Besuch, der Vorsitzende, der Arthurs Partei vor Stalins Karren gespannt hat und schon seit ein paar Jahren dafür sorgt, dass der Kampf gegen die Sozialfaschisten von der SPD fast so wichtig geworden ist wie der gegen die Nazis. Nein, sogar noch wichtiger, haben Stalin und die Komintern beschlossen. Das haben nicht alle gleich eingesehen, auch auf dem Rott nicht. Der ist zwar fast durch die Bank kommunistisch und »Sozialdemokraten« reimt sich immer noch auf »verraten«, aber man sitzt doch schließlich dicht neben unverbesserlichen Sozis auf den Gewerkschaftstreffen, man turnt und schwitzt gemeinsam in der Gymnastikgruppe, singt im selben Chor, wandert nebeneinander über Stock und Stein bei den Naturfreunden und warnt sich gegenseitig bei zu erwartenden SA-Angriffen im Viertel. Seit Juni sind die Braunen wieder erlaubt. Man wird ja wohl noch alte Freunde und gemeinsame Feinde haben dürfen.

Nein, darf man nicht, sagen die Kader, die Berlin schickt, Männer, die im Vaterland der Helden auf der Parteischule waren, und die müssten es ja eigentlich wissen. Außerdem möchte man auch kein Spalter sein. Thälmann kommt, es gibt bald Reichstagswahlen. Und alle müssen hin.

Auf einigen Plakaten, die schon in Unterbarmen geklebt worden sind, soll noch »Thälmann kommt im Stadion!« stehen, erfährt Arthur und beißt sich auf die Lippen. Jemand hat ihm kürzlich erzählt, Thälmann selbst habe sich auch kürzlich bei einer Rede in Berlin mal wieder sprachlich vergriffen und gesagt, da setze etwas »dem Fass die Krone auf«.

Ist doch nicht schlimm, sagt Rudi Abel, so reden wir nun mal, das fällt nur dem Klassenfeind auf. Und wenn der darüber feixt, verrät er bloß die eigene Arroganz. Aber wenn du, Arthur, ein überkorrektes Deutsch sprichst, klingst du nach einem, der sich für wat Besseres hält. Ins? Thälmann kommt ins Stadion? Hört sich doch sehr gestelzt an, oder?

Wieso gestelzt, sagt Arthur, wir haben uns doch immer um Kultur und Bildung bemüht, das fängt nun mal bei der Sprache an. Denk doch mal nur an ...

Quatsch keine Opern, sagt Rudi, außerdem isset schon spät, ich muss morgen früh raus, ich geh jetzt im Bett.

Am 12. Juli, einem Dienstag, ist das Stadion am Zoo rappellvoll. 56000 Zuhörer warten darauf, dass Thälmann spricht. In den roten Stadtteilen, also auch auf dem Rott, haben sie sich versammelt und sind mit roten Fahnen und roten Liedern hinunter ins Tal gezogen, wo sie sich mit den anderen Zügen vereint haben, sind durch die Stadt an der Wupper entlang zum Zoovierteil marschiert, weitere Genossen haben ihnen aus den vorbeifahrenden Schwebebahnzügen zugewunken. Else ist im sechsten Monat, sie ist zu Fuß neben Arthur gelaufen, der ihr von Zeit zu Zeit die Hand gedrückt und sie fragend angesehen hat. Nein, alles in Ordnung, vielleicht könnte man nur etwas langsamer gehen? Ein warmer Tag und Sonnenschein noch am frühen Abend. Der Rote Frontkämpferbund, im Gegensatz zur braunen SA immer noch verboten, heißt jetzt »Kampfbund gegen Faschismus« und ist in geschlossener Formation aufmarschiert.

Die Villenbewohner des Zoovierteils haben die Kampflieder gehört, Fenster und Balkontüren geöffnet und zugesehen. Man höre sich das Geschrei an. Da sind sie also, die Bolschewisten. Wie viele das sind. Was soll nur werden, wenn die mal an die Macht kommen.

Thälmann wettet gegen soziale und andere Faschisten, erntet Beifall und gereckte Fäuste, predigt Kampf und Zuversicht. Ein Sieg der Nazis ist trotz ihrer Begünstigung durch von Papens Kabinett der Barone nicht denkbar, das die SA von der Kette gelassen hat und sich mit Notverordnungen

gerade anschickt, die ganze Weimarer Demokratie auszuhebeln. Es wird trotzdem weitergehen, die Nazis werden nicht gewinnen, natürlich nicht, kein Gedanke, nicht jetzt, an diesem Sommerabend im roten Stadion unter immer noch blauem Himmel, nicht hier in Wuppertal, wo die Genossen die Straßenkämpfe gewinnen.

Die meisten. In diesem Jahr ist Krieg, mitten in der Stadt. Wuppertal ist eine Nazi-Hochburg und die SA versucht, von ihren Stadtteilheimen aus die Straße zu erobern, täglich Schlägereien, Überfälle, die Pistolen und Gewehre aus dem Weltkrieg werden aus ihren Verstecken geholt, Steckbriefe kursieren, Funktionäre gehen mit Leibgarde vor die Tür, Häuser werden angegriffen, man schießt sich gegenseitig in die Fenster. Mehrmals haben SA-Verbände versucht den Rott zu stürmen und mussten sich zurückziehen, es hat Tote gegeben. Noch im Mai sind hier Barrikaden gebaut worden, man hat Kanaldeckel aus den Rahmen gewuchtet und aufgestellt, das Straßenpflaster aufgebrochen, um die Polizei daran zu hindern, im roten Rott Genossen festzunehmen, die sich an den Massendemonstrationen am Rommelspütt beteiligt haben: viel zu milde waren die Urteile im Landgerichtsprozess gegen Remscheider SA-Männer, die drei Kommunisten erschossen haben. In Heckinghausen ist die Polizei mit Panzern gegen die Kommunisten aus der Zielstraße vorgegangen, die ihrerseits einen selbst gebauten Mörser eingesetzt haben, es hat Verletzte und einen Toten gegeben. Und immer wieder Streiks gegen den ungeheuren, dreißigprozentigen Lohnabbau, Demonstrationen gegen die Kürzungen bei der Wohlfahrt. Sie werden regelmäßig polizeilich verboten, aber sie finden statt. Noch gehört die Straße nicht den Nazis, noch gehört sie der Revolution. Und die kommt, da sei man sicher, sagt Arthur zu Else, hier im Zoo-Stadion. Sie nickt und streicht sich über den Bauch. Sie denkt an den Oktober, den Monat der Revolution in Russland und der Entbindung in Wuppertal.

Am nächsten Tag schon kommt Goebbels zum selben Ort,

ins Stadion am Zoo. SA marschiert, will marschieren, aber der Kampfbund lässt sie nicht. Arthur lässt sie nicht.

Er ist unter denen, die am Mittwoch auf der Schwarzbachbrücke stehen, immer noch erfüllt von der Zuversicht, die sich am Abend zuvor im Stadion ausgebreitet und in den vielen, vielen Gesichtern abgezeichnet hat, leuchtend und von der untergehenden Sonne in Abendröte beschienen. Mit klopfenden Herzen und dummen Sprüchen, die die Aufregung verbergen sollen, warten sie jetzt auf den richtigen Augenblick, hocken sich auf ein Zeichen ihres Spähers hinter die Brüstungsmauern und machen sich bereit für das nächste Zeichen. Als der Großteil des SA-Zuges, die Reihen fest geschlossen, mit ruhigem, festen Schritt unter der Brücke her marschiert ist und man von oben ein exaktes Karree runder, brauner Kappen über schwarzen Stiefelspitzen sieht, fliegt ein kleiner Pfiff durch die Luft und es fliegen die Steine des Bahndammschotters, viele Steine, ein Hagel von Steinen, wer sich nach den Werfern umsieht, wird ins Gesicht getroffen. Und noch mehr Steine, auch ein paar dicke Brocken sind dabei. Die stramme Marschordnung der Nazis löst sich sehr schnell auf, die Reihen gar nicht mehr geschlossen, der ruhige, feste Schritt wird zu einem Hasten und Stolpern.

Auch Arthur hat getroffen. Er hat einige bluten sehen, er findet es so furchtbar, dass es ihn schüttelt. Und er freut sich, dass er jauchzen könnte, beides zugleich.

Wie unter der Schwarzbachbrücke dem braunen Wichlinghauser Zug, so geht es auch anderen in der Stadt. Die SA muss sich auf Schleichwegen ins Stadion durchschlagen, die Autos der Nazi-Prominenz werden mit Blumentöpfen und Kohlen beworfen, und als Goebbels schließlich vor nur 10000 Jublern wortgewaltig schäumen will, funktioniert die Sprechanlage nicht. Er macht mehrere Ansätze, und niemand versteht ihn. Da sieht man ihn, ganz klein auf der Rednertribüne, wie er den Kopf nach links und rechts reißt und sich nach Zuständigen umsieht. Es dauert noch eine ganze Weile, bis er endlich loslegen kann.

Nein, die Nazis werden nicht siegen. Im Blauen Engel trommelt man auf den Tresen, dass die Humpen klirren,

lacht dröhnend, schlägt auf Schenkel und bestellt noch eine Runde Piepensever, als Nachrichten aus dem Stadion ein treffen. Aber bald ist Schluss, fast alle müssen früh raus am nächsten Tag, auch die Arbeitslosen: auf Arthur wartet die Spitzhacke im Carnaper Wald. Besser mal im Bett gehen.

Vier Tage später, am 17. Juli, kracht es in Altona. Ein Sonntag, die SA veranstaltet einen Massenumzug durch Klein-Moskau, wie sie die rote Altstadt nennt, siebentausend Braunhemden wollen den Stadtteil einnehmen, prügeln auf Gegendemonstranten ein und werden plötzlich beschossen. Zwei SA-Männer sterben, der Zug löst sich auf und die Polizei übernimmt. Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, man soll von den Fenstern wegbleiben, sonst wird geschossen: sechzehn Anwohner werden von Polizeikugeln getötet. Arthur fragt sich, welcher Genosse aus seiner Altonaer Zeit dabei gewesen sein mag, bei den Kämpfenden, bei den Toten: er lässt die Gesichter vor dem inneren Auge erscheinen, horcht dem Klang ihrer Stimmen nach, möchte sich erkundigen, einen Brief schreiben. Aber dazu ist keine Zeit. In den roten Stadtteilen Wuppertals streitet man sich schon seit ein, zwei Jahren – besonders in den KJVD-Gruppen – heftig darüber, ob es richtig ist, der Weisung des Zentralkomitees zu folgen und abzuwarten, erst einmal eine Massenbasis zu bilden. Sollten wir nicht besser losschlagen, wir kennen doch unsere Feinde, wann, wenn nicht jetzt? Auf wen sollen wir warten? Etwa auf die Sozialdemokraten, die den preußischen Innenminister stellen, den obersten Dienstherrn der Polizei? Wir haben deutlich gesehen, auf welcher Seite die Polizei steht, auch hier in Preußen. Man erinnere sich: der SPD-Mann Severing hat doch schon 1920, nach dem Kapp-Putsch, Reichswehr und Freikorps gegen die Ruhrarmee in Marsch gesetzt. Über 90000 Polizisten gebietet er, dieser Severing, über fast so viele Bewaffnete, wie es Reichswehrsoldaten gibt. Aber er lässt sie sich fortnehmen, er weiche der Gewalt, sagt er, als von Papen am 20. Juli seinen Preußenschlag mit dem Blutsonntag von Altona begründet, mit der Notverordnung von Hindenburg wedelt und die preußische Regierung aus

dem Amt hinausschnipst. Die SPD hält still, die von ihr gegründeten Wehrverbände, Reichsbanner und Eiserne Front, immerhin drei Millionen Mitglieder, erhalten keine Einsatzbefehle. Es könnte ja sonst zu einem Bürgerkrieg kommen, sagt man in Berlin.

Jetzt ist das Proletariat ganz auf sich gestellt.

Waren wir vorher doch auch, sagt Rudi Abel, als sie sich wieder mal kurz, auf Bier und Brause, im Blauen Engel treffen. Noch ist nicht alles verloren. Noch ist Wahlkampf. Und am Sonntag kommt Hitler im Stadion.

Arthur nippt an seiner Brause, seufzt kurz, aber er verbessert ihn nicht. Rudi grinst.

Hitler im Stadion. Kein SA-Umzug diesmal, man will sicher gehen, dass sich die Goebbels-Schlappe nicht wiederholt. 50000 Wuppertaler versammeln sich und jubeln. Eine Woche später wählen sie seine Partei, die Nazis fangen über 37 Prozent aller Stimmen ein, mehr als KPD und SPD zusammen. Aber es gibt keine parlamentarische Mehrheit im Reichstag, im November soll noch einmal abgestimmt werden. Der Wahlkampf geht weiter, der Straßenkampf auch. Und mitten in diese Kämpfe hinein wird Marlies geboren. Sie ist gesund, sie quiekt, sie zappelt. Wenn Arthur sie auf den Arm nimmt, spürt er das kleine, warme Gesicht an seiner Wange und hält ganz still, um die Babyhaut nicht mit harten Bartstoppeln zu reizen.

Kleiner Stropp, sagt er, kleiner Stropp. Ihm, dem kleinen Stropp zgedacht ist diese neue Welt der Morgenröte, die noch weiter erkämpft werden will. Ihm und der ganzen Rotter Blüte, die nicht verkümmern darf. »Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.« Deshalb wird Marlies wie all ihre Geschwister auch nicht getauft, sie bleibt ein munteres Heidenkind. Arthurs jüngste Schwester Helga, die die Mutter noch im hohen Alter bekommen und an ihrem riesigen Busen gesäugt hat, ist gerade erst der Kommodenschublade entwachsen, vier Jahre alt und schon Tante. Ein Foto von 1934 zeigt die Mädchen im winterlich entlaubten Schönebecker Busch, Wollmäntelchen, Mützchen, sich an den

Händen fassend, beide ganz losgelöst und befreit lachend und sich in diesem Lachen so ähnlich, dass es eigentlich Schwestern sein müssten.

Den 30. Januar 1933 erlebt Arthur nicht als Einschnitt. Bei den Novemberwahlen haben die Nazis Stimmen verloren, trotzdem ist Hitler von den Baronen ins Kanzleramt gehievt worden. Dieser Schritt ist eindeutig gegen die Kommunisten gerichtet und zeigt, welche Angst der Klassenfeind hat, gleichzeitig, über welche Macht wir verfügen, denkt Arthur. Kein Fackelzug der SA wie in Berlin; hier im Tal gehen nicht die Braunen, hier gehen wir Rote auf die Straße. Allein tausend versammeln sich in Barmen, vor dem Rathaus, in der Nacht schlagen sich sozialdemokratische Reichsbanner-Leute mit der SA vor dem Gewerkschaftshaus und auch vor der Konsumzentrale auf Clausen, also etwa da, wo man 1920 die Noskes vertrieben hat. Da müssten unsere Genossen eigentlich dabei sein, denkt Arthur, aber immer noch gilt die Weisung aus Berlin, die von der Massenbasis. Also verteilt Arthur am nächsten Morgen brav Flugblätter vor den Werkstoren der Firma Homberg, vor der Wagenhalle an der Schönebecker Straße, vor der Müllverbrennung im Klingelholl: Massenstreiks sollen die Nazis in die Knie zwingen, wie schon 1920 sollen alle Räder still stehen, weil unsere starken Arme es so wollen.

Starke Arme und kalte Füße. Arthur stampft immer wieder kurz auf, legt die Flugblätter auf einem Blechmülleimer ab und reibt sich die Hände. Seine Wollhandschuhe stecken in der Jackentasche, mit ihnen rutschen die Finger nur über das glatte Papier und es gelingt nicht, einzelne Blätter aus dem Packen zu greifen, also müssen die Hände frieren. Er hätte den Handschuhen die Fingerspitzen abschneiden können, aber es ist Arthurs einziges Paar, an einigen Stellen von Elsa gestopft: von seiner Mutter, nicht von Arthurs Frau. Das Stopfen kriegt seine Else noch nicht so gut hin.

Man nimmt ihm die Flugblätter ab, manchmal gibt es aufmunternde, manchmal finstere Bemerkungen, einer sagt, euch kriegen wir noch, weicht dann aber schnell Arthurs

Blick aus. In den meisten Gesichtern sieht Arthur nur Unschlüssigkeit. Nein, kein Streik.

Am selben Abend des 31. Januars schließlich, mit einem Tag Verspätung, marschiert die SA durch das Tal, die Waffen bereit, die Fackeln hoch, die Reihen fest geschlossen, Polizeipferde rechts und links, auch sie mit ruhigem, festen Schritt, während die Reiter nervös um sich schauen. Rotfront ist ja überall.

Aber Rotfront schaut nur zu. Laterne, Laterne, sagt Rudi, das ist ja ein richtiger Martinszug hier. Arthur grinst pflichtschuldig, aber ihm ist nicht danach. Die Leute um ihn herum, hier am Loh, an der Allee, die im Mai schon Adolf-Hitler-Straße heißen wird, jubeln laut und recken rechte Arme, etliche singen sogar mit. Arthur erkennt auch ein paar der hell strahlenden Gesichter wieder, weit aufgerissene Augen, offen stehende Münder. Andere Lieder haben sie damals gesungen, als sie noch der Widerschein des Lagerfeuers beleuchtet hat, auf dem Ehrenberg, im Marscheider Tal, im Deilbachtal. Jetzt sind es die Fackeln der SA, die sie leuchten lassen.

Nein, Rotfront schaut doch nicht nur zu. An ein paar Stellen auf dem Nazizug durch das Tal schubsen, unbeherrschte Begeisterung vortäuschend, junge Kommunisten und Anarchosyndikalisten die Armerecker und Heilrufer mitten in die braunen SA-Reihen hinein. Die geraten sofort aus ruhigem, festen Tritt und verprügeln ihre Anhänger. Und die wiederum wissen jetzt gar nicht, wie ihnen geschieht.

Das ist nun mal wirklich überhaupt nicht auf Parteilinie, sagt Arthur, als ihm das berichtet wird. Zu spontan, zu wenig gezielt, nicht von der Zentrale beschlossen. Aber er lacht mit. Und er lacht noch, als er nach Hause kommt und Else davon erzählt. Dann öffnet er vorsichtig die Tür zum Schlafzimmer, sieht nach Marlies und horcht auf den kurzen und schnellen Atem des Säuglings. Es lohnt sich weiterzumachen.

Bei der nächsten Aktion wird er verhaftet.

Als Funktionär der KPD haben die Nazis ihn auf dem Kieker. Aber Arthur hat ungeheures Glück. Am 14. Februar hat er nur noch ein einzelnes Flugblatt bei sich, als er

durchsucht wird, und kann behaupten, es wäre ihm von einem Unbekannten übergeben worden. Natürlich glaubt man ihm das nicht, man kennt sie doch, die Kommunisten. Er wird beschuldigt, »zur Stilllegung von Betrieben, welche die Bevölkerung mit Gas, Wasser und Elektrizität versorgen, aufgefordert zu haben«, indem er Flugblätter verteilte, die »die Aufforderung zur Organisation des ›Massenstreiks gegen die Hitlerregierung‹ enthielten«. Aber er bekommt nur zehn Reichsmark Prozesskosten und einen Monat Gefängnis aufgebürdet. Es werden acht Monate draus, der Strafgefangene wird zum Schutzhäftling.

Er hat Glück, dass er von der Polizei verhaftet wurde und nicht in die Hände von SA-Männern gefallen ist. Glück, dass es noch keine Gestapo gibt. Glück, dass der Reichstag in Berlin noch nicht in Brand gesetzt worden ist und die »Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat« noch nicht greift. Er wird nicht ins KZ Kemna überführt, das die SA erst im Sommer des Jahres einrichtet, er wird nicht gefoltert, er wird nicht dazu gezwungen, Namen zu nennen und sich später immer wieder fragen zu müssen, ob er hätte Schmerzen ertragen und schweigen können. Wen sollte er auch nennen? Die Kommunisten im Tal sind bekannt, die Partei ist noch nicht verboten. So geht es erst nur um ihn allein, um Arthur Gießwein. Und er muss nur ins Polizeigefängnis an der Bachstraße, dann ins Gefängnis Bendahl am Haspel.

Aber draußen geht es weiter. Als eine Woche nach seiner Verhaftung auf dem Rott Schüsse fallen, ist er nicht dabei, aber er hört über Mitgefangene davon: SA-Männer haben versucht, das Heim des Kampfbundes gegen Faschismus zu stürmen. Wieder eine Woche später noch eine Schießerei, als SA-Züge durch die rote Elberfelder Nordstadt marschieren, durch die Wirker Straße, wo besonders viele Genossen wohnen, eine Provokation wie im letzten Sommer in Altona, und wie in Altona wird geschossen. Die Polizei, die die SA begleitet hat, übernimmt den Straßenkampf, am Ende des Tages sind drei Menschen tot. Sie machen weiter, die Genossen.

Am nächsten Tag aber brennt der Reichstag, Hitler erhält seine Notverordnung und die SA-Schläger werden Hilfspo-

lizisten, sie durchkämmen die Elberfelder Nordstadt, den Rott, Heckinghausen, alle roten Viertel auf der Suche nach Hunderten von Kommunisten, von denen sich nur wenige noch schnell in Sicherheit bringen können. In Berlin wird Thälmann mitsamt dem Ehepaar, bei dem er untergetaucht ist, verhaftet. Die Partei ist kopflos.

Arthur Gießwein aber ist in Sicherheit. Er leidet unter dem Eingeschlossensein, der Trennung von Else und der kleinen Marlies, der Lähmung, die er empfindet, wenn er sich vorstellt, was außerhalb der Mauern alles noch für ihn zu tun wäre, den Momenten hilflosen Aufbäumens dagegen, für die in der Zelle weder Luft noch Raum ist, überbelegt mit zu vielen Männern, die sich alle viel zu nahe kommen müssen, so dass die Körpergerüche einander durchdringen, der gemeinsame Atem die Luft säuerlich andickt. Jede Neu- belegung schränkt die Bewegungsfähigkeit weiter ein, die Männer sitzen auf den Stockbetten und es ist schwer die Balance zu halten zwischen den Momenten, in denen zu viel und zu aufgeregt gesprochen wird, und denen gemeinsamen, stumpfen Brütens.

Und doch ist Arthur im Gefängnis Bendahl sicher. Draußen verschleppt SA die Genossen, prügelt, foltert. Hier erreicht man ihn nicht. Eine Postkarte erreicht ihn: seine Schwester Grete und zehn weitere Unterschriften, Gruß von der Bevertalsperre, die Wandervögel wandern noch. Aber im Mai sagt man ihnen, ab jetzt gebe es keine Post mehr. Und sie bekommen drei Tage lang nichts zu essen. Das sei die verdiente Strafe, sagt man ihnen. »Einer von euch, von der Kommune, hat eine Siegeseiche abgesägt, die der Führer selbst gepflanzt hat.«

Im Herbst schließlich entscheidet die Justiz, Arthur laufen zu lassen. Verfahren eingestellt.

Er tritt hinaus auf die Haspeler Straße, die mittlerweile Adolf-Hitler-Straße heißt. Er nimmt ein paar tiefe Atemzüge, geht dann rechts runter, immer weiter, die Alleestraße lang bis zum Alten Markt. Es ist der achtzehnte Oktober, ein Mittwoch. Wäre er am Samstag entlassen worden, so hätte er den ersten Geburtstag seiner Tochter feiern können.

5. Hals über Kopf: Jan Aage

Ein bisschen kennt sich Cläre Muth schon aus in Amsterdam: 1929 hat sie hier drei Monate als Konfektionsnäherin in einer Textilfabrik gearbeitet. Jetzt, sechs Jahre später, ist sie wieder hier, aber diesmal auf Befehl der Partei.

Sie ist dreiunddreißig und hat schon viel hinter sich. Als Siebzehnjährige war sie während des Kapp-Putsches aktiv, hat dann Kurierdienste für die Rote Ruhrarmee geleistet und ist in die KPD eingetreten, neben ihrer Arbeit in wechselnden Fabriken hat sie Jugendlager im Deilbachtal organisiert, in der Textilarbeitergewerkschaft und der Roten Hilfe gearbeitet. Nach 1933 und der Zerschlagung der Gewerkschaften wies ihr die jetzt illegale Partei die Aufgabe zu, Verbindung zu den Elberfelder Frauen in den Fabriken aufzunehmen, sie hat eingeschmuggelte Zeitungen und Broschüren weitergeleitet, die Wahrheit über das KZ Kemna verbreitet, dabei geholfen, kleine konspirative Gewerkschaftsgruppen aufzubauen, über die die Belegschaften gegen die neuen Machthaber gewonnen werden können, gegen die Betriebsführer von NS-Gnaden, gegen die Krake der Deutschen Arbeitsfront. Und auch im Innern dieser Krake. Kleine Aktionen sollte Cläre organisieren, und das hat sie getan, sogar erfolgreiche Arbeitsniederlegungen sind darunter gewesen, die die fristlose Entlassung von Vertrauensleuten verhindert haben.

Vertrauensleute, ja.

Aber wem kann man trauen.

Etliche frühere Genossen sind, meist unter der Folter, von der Gestapo umgedreht worden und verraten inzwischen Kontakte, Treffpunkte. Zum Beispiel: 17. Februar 1935, um 16 Uhr, auf der Briller Straße, beim Telegrafenamts.

Als Cläre von der Verhaftung ihres Mannes Willy in Elberfeld erfuhr, hat sie sofort gedacht, dass sie die nächste sein würde, und sie ist gar nicht erst nach Hause gegangen, sondern hat sich erst einmal für ein paar Wochen bei Freunden in Oberbarmen versteckt. Dann entschied die Parteileitung, sie in Sicherheit zu bringen: unter der Gestapofolter könnte sie zu viele Informationen und Kontakte preisgeben. Einer der Männer, die mit Willy zusammen festgenommen wurden, hat dies inzwischen getan und damit eine ganze Denunziations- und Verhaftungswelle losgetreten. Ein loses Ende reicht.

Und Willy ist schon eine Woche nach seiner Festnahme im Polizeigefängnis in der Von-der-Heydt-Gasse »tot aufgefunden worden«, mit deutlichen Anzeichen von Folterungen, Verbrennungen an Händen und Füßen, herbeigeführt durch glühende Eisenstangen, sagt man. Aber das hat Cläre erst hier erfahren, in Amsterdam.

Die holländischen Genossen haben sie in einer Familie untergebracht, wo sie sich eine Weile von der Todesnachricht und den Strapazen der Flucht erholen kann. Aber nicht zu lang, es gibt viel zu tun. Die Nachrichten aus Wuppertal von neuen Massenverhaftungen, von Folterungen und Morden schrecken sie auf, immer wieder. Die Idee zum Wuppertal-Komitee aber stammt nicht von ihr, sondern vom Amsterdamer KPD-Leiter, der die Emigranten, die »Emis«, immer wieder neu instruiert. Cläre soll ihm helfen, möglichst viele, möglichst prominente Nicht-Kommunisten aus der holländischen Hauptstadt für eine groß angelegte Solidaritätskampagne zu gewinnen, damit die Verbrechen, die Verfolgung der Wuppertaler Gewerkschafter, international bekannt werden können. So wie damals, bei Sacco & Vanzetti, auch wenn die beiden dann trotzdem hingerichtet wurden. Es ist nie umsonst. Ein breites Bündnis, und die KPD darf dabei nicht zu sehr in Erscheinung treten, um bürgerliche Partner nicht abzuschrecken. Liberale, Christen und, ja, auch Sozialdemokraten.

Den Anstoß zu dieser und zu anderen Aktionen hat die Auslandsleitung der KPD gegeben, die in Paris sitzt, zusammen mit der Roten Hilfe, der einst mächtigen Organisation

mit einer halben Million Mitgliedern, jetzt sind nur noch versprengte Exilanten übrig. Die Partei hat ihre Stoßrichtung geändert, endlich. Von der Komintern aus Moskau ist grünes Licht gekommen: auch mit denen, die vorher »Sozialfaschisten« zu nennen waren, darf man jetzt gemeinsame Sache machen. Das hat zwar bei der Saarabstimmung im Januar noch nicht geholfen, als die Saar dann tatsächlich »heim ins Reich« wollte: ein riesiger Triumph für die Nazis, eine tiefe Enttäuschung für die, die geglaubt haben, hier den Hebel für eine Umkehr ansetzen zu können. Trotzdem: man muss es weiter versuchen. Eigentlich gehören wir ja doch alle zusammen! Reichlich spät, befinden etliche Wuppertaler Genossen, sie hätten es ja immer schon gesagt, und jetzt sei es schwierig, in den Betrieben misstrauische Sozis für gemeinsame gewerkschaftliche Gruppen zu gewinnen. Zumal ständig welche auffliegen.

In Amsterdam ist das leichter. Cläres Rede beim Frauenbund, ihr Bericht über die Ungeheuerlichkeiten, hat den Verhafteten von Wuppertal große Aufmerksamkeit und ihr selbst neue Bekannte verschafft, Menschen, die sich einbringen, die in dem zu Weihnachten 1935 gegründeten »Centraal Wuppertal Comité« mitarbeiten möchten. Gut, dass so viele Holländer Deutsch sprechen. Sie hat Juristen, Journalisten, Ärzte gewinnen können, auch die berühmte Lyrikerin und Politikerin Henriette Roland Holst-van-der-Schalk macht mit, die schon mit Lenin, Trotzki, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht bekannt war. Inzwischen hat sie sich von den Kommunisten gelöst, aber beim Comité geht es nicht um Kommunismus, es geht um Menschenrechte. Deshalb ist auch die Unternehmerin und Frauenrechtlerin Selma Meijer dabei, die der Sozialistischen Partei der Niederlande angehört. Sie übernimmt den Vorsitz. Sechzig Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens unterstützen das Projekt und verschaffen ihm einen überparteilichen Ruf; die Kommunisten, die es angestoßen haben, halten sich bedeckt. Aber sie sind es, die das Comité mit den neuesten Nachrichten versorgen, sie, Wuppertaler Kommunisten, die den Verhaftungen entkommen und sich

in ein noch sicheres Holland retten konnten, kehren immer wieder über die Grenze in die Höhle des Löwen zurück, um den Familien der Verhafteten Spendengelder und Lebensmittelpakete zu überbringen und im Gegenzug Einzelheiten über die Situation der inzwischen über sechshundert Gefangenen zu erfahren.

Arthur ist einer der Emis, ist am ersten April über die Grenze gekommen. Vorher hatte er schon geglaubt, man hätte ihn übersehen, und in diese Hoffnung hatte sich auch eine kleine Portion gekränkter Stolz gemischt. Aber als ihn dann die Warnung von seiner bevorstehenden Verhaftung erreichte, machte er sich ganz schnell davon, Hals über Kopf, den Hals zu retten.

Die Nazis haben ihn zunächst für eine ganze Weile in Ruhe gelassen, nachdem er im Oktober 1933 aus dem Bendahler Gefängnis entlassen worden ist.

Sein Stadtteilgruppenleiter Ewald Seiler, KPD Nächstebreck, war kurz nach ihm verhaftet worden, im März 1933, als schon die Reichstagsbrandverordnung galt, und musste deshalb nach seiner Zeit im Bendahl erst noch ein halbes Jahr im KZ Börgermoor Torf stechen. Als er dann im März 1934 zurückkehrt, lernt Arthur von ihm das Lied von den Moorsoldaten und summt es zuweilen vor sich hin, »wir ziehen mit dem Spaten«, während auch er mit dem Spaten loszieht – und mit Hacke, Schaufel, Schubkarre, in den Wald an der Schellenbeck. Er hat längst wieder Kontakt zu den Genossen aufgenommen und leitet inzwischen eine eigene Gruppe, verpackt Informationen in flugblattfähige Texte, übersetzt die Weisungen der Parteieinstrukteure in Wirtshaus- und Kantinendeutsch, nimmt Flugblätter in Empfang und gibt sie in den geheimen Verteiler.

Immer noch glaubt Arthur, dass nicht alles verloren ist. Und seit er mit Else und Marlies zurück auf den Rott ziehen konnte, hat er dort für kurze Zeit tatsächlich auch immer wieder Anflüge eines Gefühls von Sicherheit und Geborgenheit. Trügerisch, natürlich, das ist ihm klar. Aber es tut gut. Sie haben eine kleine Wohnung in der Graudenzener Straße

bezogen, die jetzt noch Schleswiger heißt, unterhalb der Rödiger Straße. Aus dem rückwärtigen Fenster kann Arthur hinaufschauen und seiner Mutter, Anton und den Geschwistern winken. Er hat seinen Platz und er hat alle um sich, hier, auf dem Rott. Noch in den Wintermonaten des Jahres scheint ein Foto entstanden zu sein, das ihn mit Else und einer ängstlich aufgeregten Marlies zeigt, strahlend hält Arthur seine Tochter im Arm. Eine Außenaufnahme, vermutlich im Schönebecker Busch entstanden. Arthur trägt Lederhandschuhe, weißes Hemd, Krawatte, aber einen Wintermantel, der ihm viel zu groß ist, auch der breitkrepelige Hut scheint ihm nicht zu passen. Else wirkt elegant in ihrem zweireihig geknöpften Mantel, mit dem eng ansitzenden Käppchen, ihr Lächeln aber ist schwer zu deuten, scheint eher skeptisch als unbeschwert, als traue sie dem Familienglück nicht.

Als dann im Februar die große Verhaftungswelle einsetzt, ist es dann auch vorbei mit der Geborgenheit. Arthur gehört zu den über tausend Festgenommenen und muss wieder ins Gefängnis Bendahl. Es ist offensichtlich, dass die Gestapo nur mit der Hilfe von eingeschleusten oder umgedrehten Mitgliedern der ein oder anderen Gruppe solche Erfolge hat erzielen können. Denn sobald einer geschnappt wird, kann man davon ausgehen, dass er unter der Folter Namen nennt. Gerüchte, gegenseitige Verdächtigungen machen die Runde.

Arthur hat Glück. Es scheint gerade noch nichts gegen ihn vorzuliegen. Offenbar ist sein Name nicht genannt worden, und nach zwei Wochen schon wird er entlassen. Aber ihm ist bewusst, dass seine Parteitätigkeit bald bekannt werden wird, irgendjemand wird ihn schon noch nennen, unter der Folter gar nicht anders können.

Am Tag nach seiner Entlassung verschwindet er. Else weiß, dass er irgendwo in Elberfeld unterkommen kann, doch er hat ihr keine Adresse genannt, sonst wäre auch die Gruppe, in der er jetzt arbeitet, gefährdet. Aber jemand muss umgefallen sein: Ende März wird er wieder gewarnt und flieht erst einmal in den Osten Wuppertals, ohne sich unterwegs auf dem Rott Else oder seiner Mutter Elsa zu zeigen, wandert weiter, vorbei an der Schellenbeck fast bis an die Stadtgrenze, wo ihm die

Nächstebrecker Genossen in einer Gartenlaube von Bracken ein Quartier besorgen. Ewald Seiler, der inzwischen nicht nur die Nächstebrecker, sondern alle Barmer Gruppen geleitet hat, ist schon fort, über die grüne Grenze nach Holland.

Irgendwie werden ihn die Genossen schon durchkriegen. Aber weder darf er Else und Marlies besuchen noch dürfen sie zu ihm, noch nicht einmal wissen, wo er sich aufhält. Und er darf kein Feuer machen, der Rauch würde ihn verraten. Gut, dass der Winter vorüber ist. Eine Zeitlang muss er es dort aushalten, dann, so hat jemand gehört, steht seine Verhaftung an, man ist ihm auf der Spur. Also wird er wie auch Ewald von Genossen aus dem anarchosyndikalistischen Lager über Düsseldorf und den Niederrhein nach Holland geschleust. Man muss zusammenhalten gegen die Nazis. Im Deutschen Reich wird er mittlerweile per Steckbrief gesucht und er weiß, dass er Else und Marlies vorläufig nicht mehr sehen wird. Marlies ist noch keine drei Jahre alt und wird sich, wenn das noch lange dauert, vielleicht gar nicht mehr an ihn erinnern, fürchtet er.

Auch in Holland wechselt er die Quartiere. Mal wohnt er in Apeldoorn, wird dort herumgereicht, lernt die ersten Brocken Niederländisch, dann kommt er nach Amersfoort. An einem Morgen wird er wach und riecht etwas, das ihm bekannt scheint, aber er kommt nicht drauf. Dann, als er die Treppe hinabsteigt, erkennt er den Geruch: im Stockwerk unter ihm in der Küche wird schon Kaffee gekocht, echter Bohnenkaffee, kein Muckefuck wie zu Hause.

Zu Hause.

Wenn er schon nicht zurück kann – vielleicht können Else und Marlies zu ihm? Arthur, der jetzt »Jan Aage« heißt, schickt einen Brief in die Graudenzer Straße und begehrt damit seinen ersten »konspirativen Fehler«, wie er später zugibt. Else könne über eine Genossin in Wuppertal in Erfahrung bringen, wie sie zu ihm gelangen kann, schreibt er im Herbst des Jahres. Über welche, das schreibt er auch.

Aber irgendwie kriegen die Emis in Amsterdam das mit. »Werter Freund Jan«, schreibt der »Freund Karl« in der Anre-

de. Offenbar sei ihm gar nicht bewusst, wie sehr er die Arbeit der Genossen durch solche Fehler gefährde. Man sei gezwungen, jetzt einen Antrag auf Parteiausschluss zu stellen. Und die Amsterdamer Leitung entscheidet dann tatsächlich, dass dieser Jan keine Funktionen innerhalb der Partei mehr ausüben darf. Das Zentralkomitee soll über einen Ausschluss entscheiden. Ausschluss!

Arthur mag es gar nicht glauben. Ihm ist bewusst, dass die Partei vorsichtig sein muss, aber auf ihn ist doch Verlass!

Von nun darf er bei parteiinternen Zusammenkünften und Gesprächen nicht mehr dabei sein. Doch er darf noch mitarbeiten, zuarbeiten. Man misstraut seinem konspirativen Geschick, nicht seiner Gesinnung, seiner Einsatzbereitschaft. Er solle das als kameradschaftliche Ermahnung sehen, er könne sich ja durch gute, verlässliche Arbeit rehabilitieren, schreibt Freund Karl. Arthur schreibt zurück: er sei sich einiger Fehler, aber nicht seiner Schuld bewusst, protestiert gegen den Ausschluss, bleibt aber bei der Stange.

Im Winter passen die Genossen ihm eines Tages einen eleganten Zweireiher an, Ärmel und Hosenbeine müssen gekürzt werden, sagen sie, ansonsten geht es. Aber Arthur merkt ja, wie wenig er ihn füllt, wie sehr der Stoff flattert. Fällt nicht auf, sagen sie, außerdem trägst du noch den Regenmantel darüber, und der muss auch ein bisschen flattern, ist doch modern. Der, den er da im Spiegel sieht, gefällt Arthur. Er leidet schon lange darunter, dass er viel jünger aussieht als er ist. Aber jetzt: Bubi Mondschein ist erwachsen, ist zu Jan Aage geworden. Noch einen passenden Hut aufgesetzt und fertig ist der Bourgeois, der im noblen Amsterdam nicht mehr auffällt.

Da soll er nämlich jetzt hin, nach Amsterdam. Cläre lässt ihm bestellen, dass er gebraucht wird. Das Comité soll gegründet werden, und er erhält eine Kontaktadresse. Arthur atmet auf.

In Amsterdam zieht vor dem Bahnhofseingang gerade ein Sinterklaas mit dem Zwarte Piet vorbei, Nikolaus und Knecht

Ruprecht, der Piet ist schwarz geschminkt und lässt die dunklen Pupillen über die weißen Augäpfel rollen. Eltern lachen, Kinder erstarren. Aus dem fernen Spanien kommt der Mohr, der Maure, sagt der Brauch, und böse Kinder steckt er in einen Sack und nimmt sie mit sich, zurück nach Spanien.

Als Arthur die Innenstadt in westlicher Richtung verlässt, weitet sich sein Blick. Die Straßen sind breiter geworden, die Bebauung etwas lockerer. Nur selten zwängt sich hier ein handtuchschmales Haus zwischen die großzügigen Fassaden, wie er das in anderen Vierteln der Stadt gesehen hat. Geparkte Automobile mit weit ausschwingenden Kotflügeln, poliertem Chrom. Ein nobles Viertel. Hier wohnt das gehobene Bürgertum, und Arthur gefällt das sehr, wenn er sich auch als Proletarier aus dem Rotter Milieu fragt, ob er sich dabei überhaupt wohl fühlen darf. Es ist nicht seine Welt. Aber vielleicht könnte es zu seiner werden? Gleich hinter der Straße beginnt der Vondelpark mit den umliegenden Botchaftsgebäuden. Die Dämmerung hat eingesetzt.

Hier wohnt Lie Heijnen. Sie ist erst im letzten März nach der Trennung von ihrem Mann nach Amsterdam gezogen, hat als Lehrerin in der Hauptstadt keine Stelle gefunden, kurz als Zahnarthelferin gearbeitet, bis sie auf einer Versammlung des »Wereld Vrouwen Comité tegen Oorlog en Fascisme« (WVC, Welt-Frauen-Komitee gegen Krieg und Faschismus) Selma Meijer kennengelernt hat, die hier ein gutgehendes Druck-, Schreib- und Versandbüro leitet und sie als Sekretärin einstellt. Selma gehört der Sozialistischen Partei an, Lies geschiedener Mann ist Anarchist, aber Lie schließt sich keiner Partei an, auch nicht der Kommunistischen, der sie sich noch am ehesten verbunden fühlt. Trotzdem oder vielleicht deshalb hat man die junge Frau – sechsundzwanzig – mit Beginn des Jahres 1935 zur Vorsitzenden des VVC gewählt. In dieser Funktion ist sie als Erstes mit einer Delegation ins Saarland gereist. Aber die Saarländer haben dann doch für den Anschluss an Hitler-Deutschland gestimmt.

Das Haus, in dem Lie Heijnen wohnt, gehört zu einem En-

semble von drei leicht voneinander abgesetzten Gebäuden, gebaut 1902, jedes weicht um einen Meter weiter als sein Nachbar von der Straße zurück, jedes besitzt einen eigenen Vorgarten. Die dreigeteilte Fassade erinnert mit ihrem Dekor daran, dass sich zu Wohlstand gekommene Bürger gerne durch Anleihen an den vermeintlichen Baustil mittelalterlicher Burgen zu adeln versuchten. Aber auch ein paar Jugendstilelemente fallen Arthur auf, die dazu gar nicht passen wollen. Aus der ersten Etage dringt freundliches Licht auf die Straße, wie überall hier unbehindert von Vorhängen. Arthur öffnet das kleine schmiedeeiserne Tor und steigt die Eingangstreppe hinauf.

Eine Frau öffnet ihm, etwa dreißig. Nein, sie sei nicht Lie, sagt sie, sie heiße Bertha. Bertha van Bruggen, aber alle nennen sie Mop. Sie führt ihn hinein und Arthur nimmt die hohen Räume der kleinen Wohnung wahr, den Stuck an der Decke, die blitzblanken Fensterscheiben. Lie tritt ihm entgegen, wie Mop etwas jünger als Arthur, ihr Händedruck ist eine Spur fester als erwartet. Auf dem Tisch sieht er eine Schale mit Gebäck und eine Kanne mit Kaffee. Echter Bohnenkaffee, der jetzt in Tassen mit elegant geschwungenem Henkel gegossen wird. Und die Tassen stehen auf Untertassen, nicht einfach auf der rohen Holztischplatte, wie man es auf dem Rott kennt.

Die beiden Frauen nehmen ihm seine anfängliche Befangenheit, indem sie einfach drauflos plappern, ein Gemisch aus Deutsch und Holländisch, völlig privat und zunächst belanglos. Mop, die im selben Haus wohnt, ist offenbar nur zufällig bei Lie. Sie ist Kunstmalerin und Lie zeigt Arthur ein paar ihrer Bilder, die an der Wand ihres Wohnzimmers hängen, Arthur lobt sie artig und fragt sich aber gleichzeitig, wann Mop endlich geht, damit er auf den Zweck seines Besuchs zu sprechen kommen kann. Bloß kein konspirativer Fehler mehr.

Aber dann kommt Lie zur Sache, obwohl Mop noch im Raum ist. Das Comité, ja. Von den zwölfhundert Verhafteten in Wuppertal soll bald mehr als der Hälfte der Prozess gemacht werden. Was es jetzt alles zu tun gibt. Und wie Arthur

helfen kann. Arthur sieht von Lie zu Mop und weiß nicht, ob er sich auf das Gespräch einlassen soll – aber Mop lächelt, Lie lächelt, da lächelt auch er, holt tief Luft und sagt, man habe da etwas vorbereitet.

Wir kennen Arthurs konkrete Aufgaben nicht, die er für das Wuppertal-Komitee übernommen hat. Vermutlich wirkt er, der immer wieder gerne schreibt, an den Broschüren und Pressemitteilungen mit, die die Aktivisten zunächst in Gewerkschaftszeitungen und linken Blättern verbreiten, schnell aber auch in der gesamten Weltpresse; Berichte über die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse werden in England, Frankreich, der Schweiz, der Tschechoslowakei, in Skandinavien, den USA und sogar in Südamerika gelesen. Kurierere holen die Informationen direkt vor Ort ein, darunter Ewald Seiler, der, obwohl er gesucht wird, alle vier Wochen mit illegalen Schriften und Hilfspaketen für die Familien von Gefangenen im Gepäck nach Wuppertal fährt und jedes Mal sein Leben riskiert. Genauso Fritz Rüdtenklau, der sich wie Arthur und Ewald im letzten Moment der Verhaftung entziehen und nach Holland flüchten konnte. Seine Schwester Else Kuhbier lebt noch in Wuppertal und wagt jetzt dasselbe wie ihr Bruder, wenn sie immer wieder Informationen über die Grenze schmuggelt.

Die Emis schreiben zusammen mit ihren niederländischen Unterstützern Protestresolutionen, zu denen sie Unterschriften sammeln, schicken sie an die Reichskanzlei, an das Propagandaministerium, an die Gerichte. Für die Öffentlichkeitsarbeit in Holland ist Lie Heijnen verantwortlich. Sie veranstaltet Versammlungen, auf denen Wuppertaler von der Verfolgung berichten, auf denen sie als gute Rednerin auch selbst auftritt und unter anderem schildert, wie die Wuppertaler Wachmannschaften im KZ Kemna politische Gegner gequält haben.

Die Aktivisten organisieren Demonstrationen vor den deutschen Konsulaten in Holland, sammeln Gelder für die Unterstützung der betroffenen Familien, insgesamt etwa 120 000 Reichsmark. In offenen Briefen, die sie aber auch

direkt an die persönlichen Adressen der Täter verschicken, nennen sie die Verantwortlichen und ihre Werkzeuge, die Folterer. Der Wuppertaler Gestapochef, früher Sozi, jetzt Nazi, Kommissar Hufenstuhl, schäumt vor Wut, als er seinen Namen und die seiner Kollegen liest.

Eine Idee von Fritz Rüdtenklau sorgt dafür, dass Hufenstuhls Wut nicht verrauchte: Am 20. Februar 1936 tauchen in Wuppertal Exemplare des linientreuen General-Anzeigers auf, die tatsächlich auswärtige Pressestimmen zum Prozess von Wuppertal enthalten, eine Protestresolution des Internationalen Gewerkschaftsbundes, Berichte über die Verhörmethoden der Gestapo, die Todesurkunde von Willy Muth, Cläres Mann, sowie Berichte von Komiteemitgliedern, die aus den Niederlanden mehrmals nach Wuppertal gereist waren, um an den Prozessen teilzunehmen. Zwar waren ihre Gesuche immer wieder abgewiesen worden, doch über Kontakte zu den Angehörigen der Gefangenen waren sie imstande, sich ein Bild von der Situation zu machen.

Und jetzt stehen ihre Berichte im General-Anzeiger? Jedem Leser dürfte schon nach den ersten Zeilen klar sein, dass es sich hier um eine Fälschung handelt. Das Blatt ist in Amsterdam gedruckt worden – sicherlich nicht in Selma Meijers Büro, wo sich Hektographien und Flugblätter anfertigen lassen, aber keine Zeitungsblätter. Täuschend echt, die Aufmachung. Bleisatz braucht man, Rotationsdruck, das geht nur in großen Druckereien. »Diese Schmutzschrift«, tobt Hufenstuhl. Sie muss in relativ hoher Auflage gedruckt worden sein, denn noch im März und April werden von der Gestapo Postsendungen des gefälschten General-Anzeigers an prominente Persönlichkeiten in Wuppertal und im gesamten Reichsgebiet registriert.

Es gibt viel zu tun, und so spürt Arthur seine Sehnsucht immer erst, wenn er endlich im Bett liegt. Das steht jetzt für eine Zeit in Hilversum, er musste erneut das Quartier wechseln, doch nach Amsterdam ist es nicht weit. Meist versucht er die Gedanken an Else und die kleine Marlies zu vertreiben, und seine Erschöpfung hilft ihm dabei, so dass

er schnell darüber einschläft. Aber manche Nacht liegt er auch lange wach.

Was machen Mutter Elsa und ihr Anton jetzt? Und seine fünf Geschwister? Halbgeschwister, wie Arthur sie immer noch für sich nennt, heimlich hält er an seinem leiblichen, geheimnisvollen Vater fest. Der von ihnen, der ihm am nächsten steht, sein Bruder Ernst, ist jetzt auch schon dreiundzwanzig. Er möchte Arthur in diesem Sommer 1936 besuchen, hat man ihm hinterbracht. Mit dem Fahrrad.

Arthur freut sich riesig, möchte aber um Himmels willen keine Fehler machen und die Emileitung nicht verärgern, also schreibt er eine Art Besuchsantrag. Wie bei einer Behörde. Eine Woche später erhält er Antwort wie von einem Amtmann, obwohl er in diesem Schreiben mit »Freund Jan« angesprochen wird: dem Gesuch kann »nicht stattgegeben« werden. Zu gefährlich. Arthur gibt nicht auf, schreibt noch einmal. Nein, das sei keine Spitze gegen ihn persönlich, steht in der nächsten Antwort. Es nähme inzwischen einfach überhand mit diesen Besuchen bei den Emis, und die illegalen Parteieinheiten in den Niederlanden dürften nicht gefährdet werden.

Mehr erfahren wir über den Konflikt nicht.

Aber dann gibt es da dieses Foto. Längst verblasst, die Gesichter sind kaum zu erkennen. Eine Zimmerecke, unter Bücherregalen hat sich Lie auf einem Sofa halb ausgestreckt, die Beine angezogen, den Ellbogen aufgestützt. Offenbar sind wir bei ihr zu Hause, in der Van Eeghenstraat 102. Zu ihren Füßen sitzt Ernst Weddings, hemdsärmelig, nach Radfahrerart hat er die unteren Hosenbeine in die Kniestrümpfe gesteckt, damit sie nicht von der Fahrradkette beschmutzt werden. Links neben den beiden schaut Arthur aus einem kunstvoll mit Leder ausgeschlagenen Holzstuhl in die Kamera, trägt seinen eleganten Zweireiher, Krawatte, Einstecktuch, ein Bein über das andere geschlagen. Er wirkt hier wirklich sehr erwachsen, souverän, weltmännisch, als habe er gar keine finanziellen Sorgen, er, Jan Aage, der er doch auf immer nur kleine Zuwendungen von Hilfsorganisationen angewiesen ist. Zwischen Stuhl und Sofa ein Beistelltisch mit Tischdecke, darauf die kleine Plastik eines Elefanten.

An der Wand ein großes Bild mit Blumenmotiv, vermutlich von Mop gemalt. Alle drei Personen schauen ernst in die Kamera, lediglich Lies Mund scheint ein kleines Lächeln zu umspielen. Aber das lässt sich bei der Qualität des Fotos nicht eindeutig sagen. Jemand hat versucht, das blasse Bild nachträglich mit Buntstiften zu kolorieren, dadurch erhält es eine neue Dimension, die es aus der Wirklichkeit entfernt, es scheint zu schweben, nicht fassbar zu sein. Ernst ist tatsächlich gekommen.

Hat die Parteileitung davon gewusst? Was hat Ernst außer familiären Neuigkeiten zu berichten? Ist er im Kurierdienst dort und hat Informationen für das Comité? Wie lang hat er sich dort aufgehalten und mit welchem Auftrag ist er heimgekehrt auf den Rott? Wir werden es nicht erfahren.

Noch in diesem Sommer, drei Tage nach dem Ende der Olympischen Spiele in Berlin, diesem laut tönenden Triumph der Mörder, beginnt in Moskau der erste der Schauprozesse. Sinowjew, Kamenew und vierzehn weitere Mitglieder der KP im Vaterland der Werktätigen, im Vaterland der Helden, gestehen, dass sie eigentlich Faschisten sind und, von Trotzki gesteuert, Stalin haben umbringen wollen. Die KPD-Auslandsleitung schließt sich dieser von der Komintern vorgegebenen Sichtweise an und fordert die »schonungslose Ausrottung« dieses »menschlichen Abschaums«. Da braucht man schon eine ganz gehörige Portion Parteidisziplin, um eine solche Diktion mitzutragen, und nicht nur Arthur werden Zweifel gekommen sein.

Zweifel an der Rechtmäßigkeit dessen, was da in der Sowjetunion geschieht, kein Zweifel aber daran, dass man auf der richtigen Seite steht. Und kein Zweifel daran, auf wessen Seite man sich in Spanien zu stellen hat, wo die Volksfrontregierung seit Juli von den vordringenden Faschisten bedroht wird. Die »Gegenolympiade«, die als Alternative zu den faschistischen Berliner Feierlichkeiten in Barcelona stattfinden sollte, kann gar nicht erst eröffnet werden, aber zumindest werden die Putschisten in den Kasernen der Stadt von der gewerkschaftlich organisierten Industriearbeiterschaft festge-

setzt. Ein Sieg in Barcelona, doch im Süden Spaniens rücken die Faschisten schnell vor.

Im September ruft das Sekretariat der Komintern alle Mitgliedsparteien dazu auf, Freiwillige zur Verteidigung der spanischen Republik zu rekrutieren. Von der KPD-Auslandsleitung in Paris geht die Aufforderung an die Amsterdamer Exilleitung – und die gibt sie weiter, an Arthur. So erhält er eine neue Aufgabe, die ihn bis in den Oktober ausfüllen soll: Genossen für die Beteiligung gewinnen, die Reisen über Frankreich organisieren. Es ist die Generation, die im Ersten Weltkrieg größtenteils noch zu jung war, um Erfahrungen im Umgang mit Waffen zu sammeln, in die man aber im Kaiserreich Opferbereitschaft, Heldenmut, männliche Bewährung im Kampf als Ideale einzupflanzen versucht hat. So etwas wirkt nach, für Arthur ist es nicht schwierig, Freiwillige zu finden, die die trügerische Sicherheit des holländischen Exils beenden möchten. Trügerisch ist sie, denn sie sind alle illegal hier, alles links von der SPD wird ins Deutsche Reich zurückgeschickt, sagt man. Cläre Muth, die Mitbegründerin des Komitees, musste sich schon im Frühjahr nach Frankreich absetzen, die holländische Polizei hatte sie auf ihren Fahndungslisten und hätte sie wohl der Gestapo ausgeliefert. Die Regierung ist so deutschfreundlich und offenbar auch so unbesorgt, dass sie ihren Arbeitslosen im Grenzgebiet, denen im Reich Arbeit angeboten wird, bei Ablehnung die niederländische Unterstützung kürzt. Die Unterstützung der Emis wiederum, durch Partei und Privatleute, reicht kaum zum Leben. Und das Interesse der Weltöffentlichkeit an den Berichten des Komitees hält sich in Grenzen. Dagegen erscheint der Kampf in Spanien in jeder Hinsicht aussichtsvoller, der Sinn klarer und direkter als bei der Arbeit hier in Amsterdam, von wo den Faschisten immer nur Nadelstiche versetzt werden können. Denn längst ist klar, dass die deutsche Nazi-Regierung beim Putsch in Spanien die Hand im Spiel hat. In Spanien kann man jetzt gegen die Nazis kämpfen.

Willi Münzenberg von der KPD-Auslandsleitung, der auch die Volksfront-Strategie der Partei in Paris umzusetzen ver-

suchte, hat mit den Emis dort und den französischen Genossen den Weg durch Frankreich bis zur spanischen Grenze organisiert, die deutschen Freiwilligen müssen nur durch die Niederlande erst einmal nach Paris gelangen, wo Gewerkschafter sie unterbringen, bevor die Reise weitergeht, Richtung Pyrenäen. Bei jedem abgehenden Transport ist Arthur anwesend, drückt Hände, manchmal winkt er auch kurz dem LKW oder am Amsterdamer Bahnhof den Dampfschwaden eines abfahrenden Zuges hinterher.

Der letzte Transport geht Mitte Oktober und diesmal ist Arthur selbst dabei. Fast ohne Gepäck. Den eleganten Anzug wird er wohl kaum brauchen, er hat ihn in Amersfoort zurückgelassen, nicht ohne einen leichten Anflug von Bedauern. Der Zwarte Piet nimmt die bösen Kinder mit nach Spanien.

Hans Werner Otto
Gott wird uns schon nicht kriegen
Roman.

252 S., Paperback, 2010, Euro 16,00

Format 21,5 x 13,5 cm.

ISBN 978-3-935421-65-2

*»In den Siebzigern waren wir vaterlose Gesellen.
Die Väter hingen als Fotos an der Wand oder
lagen unter Autos herum, aber so richtig da wa-
ren sie eigentlich nicht.«*

»Gott wird uns schon nicht kriegen« erzählt von Vätern und Söhnen, vom Erwachsenwerden in den siebziger Jahren, vom Freund, der plötzlich verschwindet, und von den Freunden, die er zurücklässt. Hans Werner Ottos unverwechselbarer Sprachstrom in einem schwebenden und fesselnden Roman über eine Stadt, eine Zeit und junge Menschen, die sich zurechtzufinden versuchen in einer sich neu bildenden Gesellschaft.

Ein Buch über Männer und Frauen, über die Liebe und ihre Flüchtigkeit und ihre Beständigkeit, über Freundschaft und Flucht, über das Suchen und Gefundenwerden, von einem Erzähler, dessen Sprachmelodie verzaubert.

Hans Werner Otto

Winde lassen,

Wünsche werfen.

Zwei Geschichten.

36 S., Fadenheftung, Euro 5,50

ISBN 978-3-935421-35-5

Die besonderen Hefte

Der Krieg wurde alltäglich im Wuppertal, Familien hockten zusammen während der Bombardierungen, die auch den Barmer Sedansberg traf, suchten Schutz beieinander und Nähe. Das störte Ilse auch nicht. Es gab eigentlich nur zwei Dinge, die sie störten. Erstens war Vater nicht dabei. Zweitens durfte sie nicht pupsen. In diesen beiden Geschichten lässt Hans Werner Otto wieder eine Welt entstehen, in der sich Wahres und Erfundenes auf jene unnachahmliche Art vermischen, eine Welt, gemalt mit Farben aus Leichtigkeit und Schrecken, Wehmut und Witz.

Hans Werner Otto

Rappoport oder:

Hier unten leuchten wir

Eine Geschichte

40 S., Fadenheftung, Euro 5,50

ISBN 978-3-935421-26-3

Die besonderen Hefte

Eugen Rappoports Praxis im Parterre der Bleicherstraße 10, eröffnet 1919, lief gut. Die Rappoports waren beliebt, geachtet. Das Haus direkt hinter der katholischen St. Antonius-Kirche stand vielen Freunden offen. Dann kamen die Nazis, nahmen ihnen das Haus, die Praxis, die Freunde und schließlich das Leben.

Hans Werner Otto verfolgt das Leben und die Ermordung der Rappoports. Und erzählt vom Glück, das deren Kinder und Enkel in Ungarn überleben ließ.

Durch falsche Pässe. Und durch ein Glas Marmelade.

Hans Werner Otto
**Westkotten oder:
Hitler ist kein feiner Mann.**

Eine Geschichte.

36 S., Fadenheftung, Euro 5,50

ISBN 978-3-935421-25-6

Die besonderen Hefte

In Hans Werner Ottos Erzählung geht es um Willi und Karl, den Volksschüler und den Gymnasiasten. Zwei junge Männer, die im Krieg geblieben sind. Sie eint eine ungewöhnliche Freundschaft und ein Versprechen, das sie nicht werden einhalten können.

Hans Werner Otto begibt sich auf die Suche nach ihrer Geschichte, die zugleich eine Barmer Familiengeschichte ist, und beweist einmal mehr, dass er zu den Autoren gehört, die einen eigenen Ton haben, einen eigenen Rhythmus und eine eigene Melodie. Eine Geschichte um Hoffnung, Verlust und Schuld, geschrieben mit melancholischer Leichtigkeit.

Hans Werner Otto
**Mit dem Kofferradio
in der Mählersbeck**

Drei Geschichten.

36 S., Fadenheftung, Euro 5,50

ISBN 978-3-935421-00-3

Die besonderen Hefte

In einer wunderbar leichten Sprache beschreibt der Wuppertaler Hans Werner Otto das Heranwachsen in einer deutschen Stadt in den sechziger Jahren. In diesen Geschichten findet sich jene seltene Begabung des Erinnerns: die gelungene Mischung aus Heiterkeit und Melancholie.

»Er hat mal gehört, dass der Zweite Weltkrieg mitten im Sommer ausgebrochen ist. Die Leute waren alle im Freibad und erfuhren plötzlich, dass es losging. Daran hat er denken müssen, als er auf einer Decke in der Mählersbeck lag: Die Welt geht unter, und du hast nur ne Badehose an.«

Otto, Hans-Werner:
Brickendrop und das Patenkind
Erzählung
Heftbroschur mit Schutzumschlag
64. S.; 2011; handgeheftet, EUR 6,50
ISBN: 978-3-935421-77-5.
Die Besonderen Hefte

*»Meinem lieben Patenkind Ingrid Renate
mit allen guten Wünschen zur Vermählung«
Fuschl, 10. Juni 1944, Joachim von Ribbentrop*

Was verbindet Joachim von Ribbentrop, Reichsminister des Auswärtigen im Dritten Reich, mit diesem Mädchen aus Wuppertal? Hans Werner Otto erzählt die wahre Geschichte einer eigenartigen Verbindung aus einer grausamen Zeit, in der Politik und Macht das Leben einer Familie im Bergischen Land auf vielerlei Art beeinflussen ...

*Auf der Anklagebank im Nürnberger Gericht
scheint er sich niemandem zugehörig zu fühlen.
In seinem eleganten dunklen Dreiteiler, zwi-
schen Heß und Keitel eingezwängt, die Hände
im Schoß, hält er den Blick in neutrale Fernen
gerichtet.
Nicht so, als erwarte er von dort Erlösung. Der
Blick hält einfach nur den Kopf fest, der sonst
auf die Brust sinken müsste.*

Dirk Krüger
Gegen das Vergessen
Fünf Wuppertaler Arbeiterschriftsteller
und Widerstandskämpfer gegen die
Nazi-Diktatur stellen sich vor
Paperback, 408 Seiten
EUR 18,00, 2018;
ISBN 978-3-943940-43-5

*»Trotz alledem, der Freiheitsbaum
Wird dennoch Früchte tragen!«*

Das schrieb Werner Möller 1919. Möller ist einer der fünf Arbeiterschriftsteller, die in diesem Buch von Dirk Krüger vorgestellt und nahe gebracht werden. Allen fünf ist gemeinsam, dass sie sich früh politisch engagiert haben – als Sozialisten und als Kommunisten. Durch die Aufarbeitung der Biographien und der Werke der fünf Barmer und Elberfelder Männer, die hier vorliegen, wird nicht nur ein gutes Stück Geschichts- und Erinnerungsarbeit geleistet. Wir sollten uns auch inspirieren lassen von der Tapferkeit und dem Mut dieser Männer, die auch in dunkelster Zeit nie daran gezweifelt haben, dass die Zukunft menschlich und gut gestaltet werden kann.

Klaus und Doris Jann
nachts, wenn die Gestapo schellte ...
Herausgegeben von Sebastian Schröder und Dirk Krüger
Paperback. 204 S.; 40 Abbildungen (Fotos & Grafiken)
2018; EUR 15,00;
ISBN: 978-3-943940-33-6

In der 1968 noch in Wuppertal beheimateten »Neue Rhein Zeitung« (NRZ) veröffentlichten die Redakteure Klaus und Doris Jann vom 13. Januar bis 12. März 1968 eine Aufsehen erregende, umfangreiche und sorgfältig recherchierte Artikelserie zum Widerstand gegen die NS-Diktatur in Wuppertal. Sie war zu der Zeit die umfassendste wissenschaftlich-historische Aufarbeitung zum Widerstand gegen den Faschismus. Eindrucksvoll schildern sie darin die soziale und weltanschauliche Breite des Widerstandes sowie seine vielfältigen Formen. Die Artikelserie wurde von zahlreichen Leserbriefen begleitet und erlangte schnell überregionale Bedeutung für die wissenschaftlichen Forschungen zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

Birgit Ohlsen:

Unruhige Tage.

Eine Wuppertaler Straße wird entnazifiziert

Paperback

88 S.; 2020; EUR 10,00

ISBN: 978-3-943940-62-6

Eine Gruppe verantwortungsbewusster Wuppertaler Bürger hat sich vorgenommen, durch die Umbenennung der Dorpmüllerstraße in Rappoportstraße mit unkonventionellen Mitteln einen Menschen zu ehren, der sich seine Humanität nicht durch den Naziterror hat rauben lassen, der für seine Opferbereitschaft und praktizierte Menschlichkeit letztendlich mit dem Leben bezahlen mußte.

Die Autorin protokolliert in diesem Buch die Abläufe der geforderten Umbenennung, belegt die Widerstände und die Zustimmung und zeichnet zugleich das Bild einer bewegten Zeit in einer westdeutschen Stadt.

Paul Gerhard Schoenborn

Kaj Munk

Heftbroschur mit Schutzumschlag

96 S.; 2015; EUR 6,50;

Die besonderen Hefte

ISBN: 978-3-935421-99-7

Am 5. Januar 1944, fand man frühmorgens die Leiche von Pastor Munk auf Hørbylunde Bakke bei Silkeborg. Am Abend zuvor hatte ihn ein SS-Kommando in seinem Pfarrhaus in Vedersø verhaftet. Das Auto der SS fuhr lange durch die Nacht, hielt schließlich unterwegs, und Kaj Munk wurde kaltblütig erschossen. Es war ein von Hitler und Himmler angeordneter Terrorschlag. Mit der Ermordung Kaj Munks sollte der Widerstand im dänischen Volk gegen die Besetzung durch das Großdeutsche Reich eingeschüchert werden. Wer aber war dieser Kaj Munk? Paul Gerhard Schoenborn stellt den politischen Pfarrer und Dichter mit Beiträgen zur Person, zur politischen Einstellung und zum literarischen Schaffen vor.

Birgit Ohlsen
Der Wuppertaler Auschwitz-Prozess
(1986-88)
Ausgewählte Mitschriften
Paperback
144 SS.; 2015; EUR 12,00
ISBN: 978-3-943940-15-2

Vom Oktober 1986 bis zum Januar 1988 stand der 1921 geborene Gottfried Weise als Angeklagter vor dem Wuppertaler Landgericht. Gegenstand des Verfahrens waren Tötungshandlungen, die der Angeklagte in dem von der nationalsozialistischen Führung während des Zweiten Weltkrieges in Südpolen errichteten Konzentrationslager Auschwitz im Jahre 1944 an Deportierten und Häftlingen des Lagers begangen haben soll.

Die Autorin hat den Prozess mitschreibend begleitet und legte neben der Dokumentation der Aussagen besonderes Augenmerk auf die Körpersprache des Angeklagten, der während der gesamten beschriebenen Zeit die Aussage verweigerte. Ob dieses Verfahren dazu geeignet ist, ein annähernd vollständiges Bild dieses mehrfachen Mörders in der Maske eines Biedermanns zu vermitteln, wird sich im Nachhinein zeigen.

Rolf Schörken
Indianer spielen und marschieren.
Kindheit und Kinderkultur
im Barmen der 1930er Jahre
Paperback, 184 Seiten
EUR 12,00, 2006;
ISBN 978-3-935421-23-2

Rolf Schörken, im Fischertal in Barmen aufgewachsen, hat einen »Barmer Ton« für seine Erinnerungen gefunden, der sich wohlthuend von bemüht literarischen Biographien unterscheidet und etwas von der nüchtern herzlichen Lebensart beinhaltet, die den Osten Wuppertals ausmacht.

Zudem hat der Historiker Schörken einen interessanten Weg gewählt, eine höchst lesenswerte Mischung aus persönlichen Erinnerungen und historischer Analyse zu schaffen, die mehr als regionales Interesse hervorruft.

Schörken spiegelt eine erlebte Zeit und versucht zugleich, ein von den Medien geprägtes Bild der Epoche zu korrigieren.